RosDok Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Nachrichten von dem Leben und der Verwaltung des verstorbenen Andreas Herkules von Fleury, Cardinals der römischen Kirche ... worinnen gleicherweise einige merkwürdige Umstände welche den Fall des Herrn Chauvelins, ehemahligen Siegelbewahres, und die Erhebung des Cardinals Tencin bertreffen, enthalten sind

Frankfurt: Leipzig, 1744

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn828134324

Druck Freier Zugang PUBLIC DOMAIN

II. J. 135.
~~II 3482.~~

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn828134324/phys_0002
DFG

Nachrichten
von
dem Leben und der Verwaltung
des verstorbenen
Andreas Herkules von Fleury,
Cardinals der römischen Kirche,
ehemahligen Bischofs von Frejus,
und Premierministers Sr. allerchristlichsten Majestät Ludwig
des XVten,
worinnen gleicherweise
einige merkwürdige Umstände
welche
den Fall des Herrn Chauvelins, ehemahligen Siegelbewahres, und die Erhebung des Cardinals Tencin betreffen,
enthalten sind.
Von einer unpartheyischen Feder freymüthig beschrieben, und aus dem Englischen übersezt
von ***.

Sapientissimum enimdicunt eum esse, cui quod opus sit, veniat in mentem, proxime accedere illum, qui alterius bene inventis obtemperat. *Cic. pro Cluent.*

Frankfurt und Leipzig, 1744.

L. 3682

BIBLIOTHEK D. MECKLENB. RITTER U. LANDSCHAFT.

Nachrichten von dem Leben und der Staatsverwaltung des Cardinals Fleury.

Die Neubegierde, welche die Welt gemeiniglich in Ansehung des wahrhaftigen Charackters grosser Leute zu erkennen giebt, und die Entdeckung der wahren Triebfedern ihrer Handlungen, ist beydes natürlich und löblich. Denn wenn der Unterschied zwischen den Ständen der Menschen, welchen Würde und Macht einigen auf die Unkosten der Ruhe und Freyheit anderer giebet, auch zu gleicher Zeit eine solche Vollmacht von der gemeinen Sittenlehre abzuweichen ertheilet, dergleichen Freyheit die meisten grossen Leute zu haben vermeinen: So muß auch nothwendig folgen, wenn der Tod allen

Unterschied aufhebet, und die Gewaltigen beydes von ihren Kleidern und ihrer Macht entblösset, daß alsdenn diejenigen, so sie überleben, nicht mehr verbunden sind ihre Höflichkeit sich weiter, als das Grab erstrecken zu lassen, noch für den letzten Willen eines Ministers in Ansehung seines Andenken, dieselbe Ehrfurcht zu haben, die sie, was seinen Charackter anbetrifft, bey seinem Leben für seine Macht hatten. Ueber die Handlungen eines **Premierministers** das Gericht zu halten kann für aufrührisch angesehen werden, aber nach seinem Tode zu untersuchen, ob er ein grosser und guter, oder ein arglistiger und hochmüthiger Mann gewesen sey, ist eine Sache, woran die Gesellschaft selbst und alle die, so sie ausmachen, Theil nimmt. Die Nachkommenschaft hat ein Recht, daß ihr dergleichen Wahrheiten aufrichtig können mitgetheilet werden, und es kann Privatpersonen gar wohl erlaubet werden hinter die Scenen zu sehen, wenn das Schauspiel vorbey ist. Es ist alsdenn nicht mehr zu besorgen, daß die Personen in ihren Handlungen gestöret werden.

Die **Egyptier** hatten einen Gebrauch die Handlungen ihrer Regenten genau zu untersuchen, ehe sie ihnen das Begräbniß erlaubten, und sie legten die Zufriedenheit über ihre Aufführung in ihrem Leben durch die Ehrenbezeigungen an

den

den Tag, welche sie nach dieser Untersuchung ihren Hinterlassenen wiederfahren liessen. Wir entdecken von dieser Gewohnheit einige Fußstapfen in der heiligen Geschichte. Das jüdische Volk legte einige von ihren Königen in das Grab Davids, andere wurden in ihren eignen Gräbern, und noch andere in Gärten ausser der Stadt begraben. Die **Venetianer**, welche was die Staatskunst anbetrifft, für das vornehmste Volk in Europa gehalten werden, behalten diese Gewohnheit selbst zu unsern Zeiten, und bestimmen einen auserlesenen Rath die Regierung ihres verstorbenen **Dogen** zu untersuchen, wenn sein Körper noch warm ist, und durch dessen Bericht wird sein Recht zum Nachruhme bestätiget, ehe noch die geringsten Anstalten zu seinem Leichbegängnisse gemacht werden. Was bedeutet alles dieses anders, als daß es uns lehret: Wenn die Grossen dahin sind: So haben die Kleinen die Freyheit von ihrer Aufführung das beste Licht zu gewinnen?

Plutarchs Leben grosser Männer sind jederzeit unter die schätzbarsten Ueberbleibsel des Alterthums gerechnet worden. Denn in denselben erblicken wir einen jedweden, wie er würklich war, seine guten und bösen Eigenschaften, seine Geschicklichkeiten und seine Schwachheiten, seine Aufführung im privat- und öffentlichem Le-

ben, so wohl in Absicht auf seine Familie allein, als auch auf dem Schauplatze der Welt. Dieß leitet uns zur Erkenntniß der Wahrheit, oder vielmehr vieler Wahrheiten. Indem es uns die Gemüthsneigung eines grossen Staatsmannes bekannt machet: So setzt es uns in den Stand von manchen Dingen und ihren wirklichen Triebfedern recht zu urtheilen, darinn wir sonst nothwendig irren müßten. Es befreyet uns von der abergläubischen Ehrfurcht, welche die meisten Leute für grosse Charackters hegen. Es überzeuget uns, daß Menschen, so groß sie auch immer seyn mögen, dennoch immer Menschen bleiben, und daß gleichwie die Gemüthsbeschaffenheiten, Leidenschaften und Vorurtheile der Privatpersonen einen grossen Einfluß in ihre Handlungen haben; also auch Staatssachen nur gar zu oft merkliche Spuren von dem Eigensinne so wohl, als auch von der Geschicklichkeit derjenigen zeigen, welchen die Einrichtung derselben anvertrauet wird. An der andern Seite machen uns solche Untersuchungen öfters fähig grossen Ministern wider die widerwärtigen Berichte ihrer Feinde Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und so gar wider das unüberlegte Geschrey eines sich übereilenden, aufrührischen und zornigen Volkes. Wir sehen nunmehro, wenigstens in grosser Masse, daß **Richelieu**

und

und **Mazarin** in ihr völliges Licht gesetzet sind. Wir gestehen, daß der erste viele grosse Tugenden gehabt, welche ihm von denen, die mit ihm zu gleicher Zeit gelebet, sind abgesprochen worden; und daß der andere von vielen Lastern frey gewesen sey, womit ihn alle Welt beleget hat. Ich kann dasselbe vom **Foqvet, Colbert, Louvois** und vielen andern Ministern sagen. Doch da ich mein Vorhaben zureichend erkläret und verhoffentlich auch völlig gerechtfertiget habe: So will ich zu meinem eigentlichen Zwecke eilen.

Die Familie des verstorbenen **Cardinals** war nicht ansehnlich genug ihm grosse Hoffnung zu machen, er mogte sich dem geistlichen oder weltlichen Stande widmen; Doch hat sie das Ansehen der Würden, wozu er durch seine persönliche Verdienste gestiegen, auch auf keine Weise verringert. Seine Eltern waren sehr ehrliche und fromme Leute, wiewohl ihr Schicksal sehr mittelmäßig war, weßwegen sie auch diesen ihren Sohn **Andreas Herkules von Fleury**, welcher den 22sten Junius 1653 geboren war, fast von der Wiegen an, dem geistlichen Stande widmeten. Die Verbindung, in welcher sie mit der Familie von **Villeroy** stunden, ließ sie nicht zweifeln, daß sie wenig Schwierigkeit finden würden ihren Sohn zu versorgen, wenn er zu einem Alter käme, darinn

inn er könnte hervorgezogen werden, so wie an der andern Seite seine Fähigkeit und sein Fleiß, ihnen keine Ursache zu fürchten überließ, daß er nicht dereinst alles dasjenige verdienen würde, was sein grosser Patron für ihn thun könnte.

Seine eigene Gaben, die Vorsprache seiner Anverwandten und die grosse Gewogenheit des Marschalls **Villeroy**, alles dieses trug dazu bey den Abt **Fleury** sehr frühzeitig bey Hofe so angesehen zu machen, als nur immer ein Mann von seinem Range seyn konnte, woselbst er sich auch so geruhig, uneigennützig und gesellig bewies, daß er täglich neue Freunde bekam, ohne dadurch jemandes Neid oder Eifersucht zu reitzen. Seiner Person nach, war er nicht so wohl schön und wohl gebildet, als vielmehr artig und angenehm. Er hatte etwas in seinem Gesichte, das eine Gefälligkeit und Gutherzigkeit anzuzeigen schien, wiewohl es nachgehends nicht an solchen gefehlet hat, die sich eingebildet, sie könnten unter dem Lächeln, so gemeiniglich in seinem Gesichte erschien, einen grossen Grad der Eitelkeit und des Selbstbetruges entdecken, allein dieses kann vielleicht eine blosse Wirkung ihrer Einbildungskraft gewesen seyn. Seine Gelehrsamkeit war seiner Verrichtung gemäß, und er entdeckte niemals mehr davon, als sich für einen Edelmann schicket. Er suchte jederzeit

derzeit einen hohen Grad der Frommigkeit in allen seinen Handlungen und Reden sehen zu lassen, welche aber dem ohngeachtet in Ansehung der Freyheit seiner Jugend, noch verschiedene Zweifel zuließ, die vieleicht in einigen geheimen Nachrichten Platz finden, zu meiner Absicht aber nicht gehören, indem ich mich nur bey seiner Verwaltung der Staatsgeschäfte aufhalten werde. Er hatte jederzeit grosse Höflichkeit für das Frauenzimmer, und ein ganz besonderes Geschicke zu ihrem Umgange. Wodurch er auf eine bewundernswürdige Art die Herzen aller derer beherrschete, die er mit seiner Freundschaft und Vertraulichkeit beehrete. Was die grossen Leute des Hofes anbetrifft: So gieng er mit denselben mit sehr vieler Vorsichtigkeit und Anständigkeit um, und er wußte den Eifer so er seinem Patron schuldig, mit der Höflichkeit gar wohl zu verbinden, die er Personen von Ansehen, so aber ganz anders gedachten, als jener, zu leisten schuldig war. Kurz während der Regierung Ludwig des XIV. erwarb er sich einen ganz ausserordentlichen Charackter, und ward auf einmahl für einen sehr tüchtigen und untadelhaften Geistlichen angesehen, welches ihm auch, ohngeachtet einiger widerwärtigen Berichte die von ihm an den König ergangen waren, das Bischofthum **Frejus** zuwege brachte.

Wie dieser Regent auf das Todbette kam, oder vielmehr, wie er merkte, daß sein Tod sich näherte, denn er unterließ nicht sein Testament zu machen zu einer solchen Zeit, da die Menschen am wenigsten geschickt sind ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen: So fieng er an darauf bedacht zu seyn dem **Dauphin**, der die letzte Hoffnung seiner Familie war, und in kurzer Zeit die Krone von Frankreich tragen sollte, einen Lehrmeister zu bestimmen. Diejenigen, so den alten Hof am besten kennen, sagen, der König habe in diesen Umständen niemahls an den Bischof von **Frejus** gedacht; sondern er sey ihm, als die geschickteste Person zu dieser Bedienung von dem Marschalle **Villeroy** vorgeschlagen worden, er habe auch in diese Wahl nicht ohne Widersetzung gewilliget, indem er besorget die einschmeichelnde Gemüthsbeschaffenheit dieses Prälaten, mögte Folgen nach sich ziehen, die nicht so leicht geheilet, als zuvor gekommen werden mögten. Allein die grosse Gnade, die seine Majestät für den Marschall **Villeroy** gehabt, und seine Ehrfurcht für den Abt von **Fleury**, welcher des Herzogs von Burgund, des Vaters des gegenwärtigen Königs, Hofmeister gewesen, haben alle Schwierigkeiten überwunden und ihn zu einem vesten Entschlusse gebracht.

Diese

Diese Bestimmung ist um so viel merkwürdiger, weil sie nicht in dem Testamente des Königs selbst, sondern in einem andern Codicille vom 23. August 1715 geschehen. So bald der Bischof diese seine künftige Beschäfftigung in Erwegung zog: So sahe er zum voraus, daß dieselbe alle seine Aufmerksamkeit erfordern würde, und legte daher das Bischofthum nieder. Diese Handlung der Frömmigkeit und Uneigennützigkeit trug nicht nur vieles zu seinem Ruhme bey; sondern that ihm auch in Ansehung seines Vortheils, nicht geringe Dienste; denn nun hatte er keine andere Beschäfftigung, als die Sorge für seinen königlichen Untergebenen; neidische und abergläubische Leute konnten ihn auch nicht, als einen solchen Menschen ansehen, der sein priesterliches Amt verlassen, und sich dem Hofleben ergeben hätte. Ueber dieses, wenn er diese Stelle behalten hätte: So hätte er seine Diöces oft besuchen müssen, dieses hätte ihn denn von dem Könige entfernet und andern Gelegenheit gegeben, dasjenige wieder zu verderben, was er mit so vieler Mühe dem zarten Gemüthe desselben eingepräget hatte.

Als Ludwig der XIV. den 1. Sept. 1715 starb: So setzte der Regent vermöge des Ansehens des Parlaments zu Paris den grössesten Theil seines letzten Willens an die Seite, dem

ohngeachtet aber hielt er doch alle diejenigen Punkte ganz genau, welche die Sorgfalt für die Person des jungen Königes betraffen. Es ward also der Herzog von **Villeroy** unmittelbar in den Besitz der Stelle eines Gouverneurs, und der alte Bischof von **Frejus** zum Hofmeister seiner Majestät gesetzet.

Man muß gestehen, daß niemand jemahls sein Amt mit grösserem Fleisse verwaltet habe, als dieser Prälat. Er ließ den König niemahls aus seinen Augen kommen, er richtete seine Gemüthsbeschaffenheit mit einer wundernswürdigen Geschicklichkeit ein, und indem er eine jede Wirkung seiner Neigung beständig und genau beobachtete: So erhielt er dadurch eine solche Herrschaft über ihn, die ihm nichts in der Welt zu entziehen fähig war. Der Regent, welcher der scharfsichtigste Mann in der Welt war, sahe dieses gar bald ein, und obgleich der Herr von **Frejus** ihm mit aller Demuth und Ehrfurcht begegnete: So sahe er ihn doch als eine Kreatur des Marschalls von **Villeroi** an, und als einen solchen, der in andern Absichten mit Leuten verbunden war, die ihm mißfielen, und trug daher ein grosses Verlangen ihn vom Hofe zu entfernen, doch ohne ihm vor den Kopf zu stossen und den allgemeinen Tadel auf sich zu ziehen. In dieser Absicht boten ihm seine Kö-

nigliche Hoheit, nach dem Tode des Herrn von **Mailly**, das reiche Erzbischofthum Reims an, aber unser Prälate entschuldigte sich wegen seines Alters, denn er war eben aus seinem gröſten Stuffenjahre getreten, und sagte es fehlte ihm an genugsamer Geschicklichkeit eine so hohe Würde in der Kirche zu bekleiden. Der Regent war mit dieser Antwort lange nicht zufrieden; denn er wußte nicht, ob sie aus Demuth oder Hochmuth herrührete, er that ihm daher bald darauf einige Vorschläge ihm einen Hut von Rom zuwege zu bringen, aber auch dieses lehnte der Bischof mit noch stärkeren Bezeugungen seiner Unwürdigkeit, ab. Er fuhr aber dem ungeachtet fort solche tiefe Ehrfurcht für die Befehle seiner Königlichen Hoheit, so viele Achtung für des Regenten Günstling, **Du Bois**, und so wenig Aufmerksamkeit auf dasjenige zu bezeigen, was ausser den Grenzen seiner Beschäfftigung war, daß der Herzog von **Orleans** allmählich seine Furcht bey Seite legte und seine Eifersucht vergaß.

Diese Scene veränderte sich aber einigermassen im Jahre 1722 als der Regent sich entschloß den **Du Bois** zum Premierminister zu machen. Dieß war ein Verfahren, welches überall so unangenehm, und so wohl dem Volke so verhaßt war, als auch den Adel so sehr beleidigte,

leidigte, daß es ganz gewiß ein so allgemeines Misvergnügen erweckte, als alles, was der Regent jemahls vorgenommen. Wenn Du Bois, in dieser hohen Würde, seinen Sitz in dem Rathe nahm, denn er hatte den Rang eines Premierministers, ehe er noch den Titel desselben erhalten: So begleiteten der Marschall Villeroy und der Herzog von Noailles den König zu seinem Staatsstule, und alsdenn entzogen sie sich. Dieses gab dem Regenten zuerst das Mittel ein den Marschall von dem Könige zu entfernen, und ein Zufall, welcher sich bald hernach zutrug, brachte seiner Hoheit dasjenige zuwege, was er für eine bequeme Gelegenheit hielt, es auszuführen. Der Regent verlangte einmahl mit dem Könige allein in seinem Cabinet sich zu unterhalten. Wie er sein Verlangen entdecket hatte: So entzogen sich alle Edelleute, ausser den Marschall Villeroy, welcher, in Ansehung dessen, daß er seiner Majestät Gouverneur war, darauf bestand ihn allenthalben zu begleiten, wo er hinkäme. Der Regent war von einer solchen geschwinden Entschliessung, daß er sagte, er wollte eine andere Gelegenheit nehmen mit seiner Majestät zu reden, und also gieng er wieder weg. Denselben Tag aber ließ er den Marschall in Arrest nehmen, und bald darauf verwies er ihn zu seinem Gouvernement Bonnois,

woselbst

woselbst er seinem Sohne den Herzog von Villeroy und seinem Enkel den Herzog von Retz ihm zu folgen befahl. Dieß war ein sehr kühner Streich, denn er beleidigte nicht nur die ganze französische Nation; sondern machte auch den König sehr unruhig. Die Thränen, die er über den Marschall Villeroy vergoß, erhielten den Bischof von Frejus, welchen der Regent zu verjagen beschlossen hatte, aus einem bloßen Argwohne, die viele Gunst, so er von dem Marschalle Villeroy genossen hätte, mögte ihn zu seinem Vortheile gar zu sehr verbunden haben.

Der Cardinal Du Bois war es, der den Regenten beredete seine Meinung zu verändern. Er stellte ihm an der einen Seite die Gefährlichkeit eines solchen Verfahrens vor. Den Gouverneur und Hofmeister des Königs zu gleicher Zeit zu entfernen mögte bey Sr. Majestät, und die so um Dieselben wären einen gar zu tiefen Eindruck machen, und die Gegenwart des einen schiene nothwendig zu seyn, um ihn über den Verlust des andern zu trösten. Auf der andern Seite stellte er ihm vor, die Furcht seiner Königlichen Hoheit wäre übel gegründet. Er hielte es für keine richtige Folge in der Hoflogik, daß der Bischof dankbar seyn würde, weil ihm der Marschall so gütig gewesen. Es wäre ausgemacht,

gemacht, daß dieser Prälat die Welt gut und den Hof noch besser kennte, er müßte daher an statt eines solchen Verfahrens ihm weit freundlicher und höflicher, als jemahls begegnen, und glauben daß dieses zum wenigsten eine äusserliche gegenseitige Höflichkeit zuwege bringen würde, welches alles wäre, was sie hoffen müßten, oder könnten.

Der Herzogliche Regent folgte dem Rathe **Seiner Eminenz** in diesen so wohl, als in allen andern Dingen. Und als der Cardinal **Du Bois** den 22sten August 1722 zum Premierminister erkläret ward, welches eben 14 Tage nach des Marschalls **Villeroy** Ungnade war: So empfieng er deßfalls von dem Bischofe den Glückwunsch, der sich kein Bedenken machte in den Rath zu gehen, und daselbst so lange diese Verwaltung währte, in seiner eigenen Sphäre zu handeln, bis an den Tod des Cardinals **Du Bois**, ja so gar bis an den Tod des Regenten, welcher den 1. December des nächsten Jahres erfolgte. Weil **Seine Königl. Hoheit** plötzlich starb: So war auch die Veränderung, welche sein Tod in Ansehung der Staatssachen verursachte, sehr unvermuthet. Der Herzog von **Bourbon**, welcher der erste Prinz vom Geblüte war, hatte alsobald eine Audienz beym Könige, in welcher er die Stelle eines Premierministers

sters verlangte und auch erhielt. Der Herzog von **Chartres**, nunmehro Herzog von **Orleans**, war zu Paris, wie sein Vater starb, und obgleich er, nach der ersten Zeitung von diesem fatalen Zufalle, so geschwinde als möglich, nach **Versailles** eilete: So kam er doch zu späte. Die Stelle, die er zu haben verlangte, war ihm entgangen, und der Herzog von **Bourbon**, der sich dieselbe durch seine Geschicklichkeit erworben, hatte Fähigkeit genug, sich durch eine kluge Austheilung seiner Gunst darin zu erhalten.

Was für einen würklichen Antheil der Bischof von **Frejus** bey diesem Handel gehabt, ist sehr ungewiß. Er mußte zu der Zeit leiden, daß man glaubte, die Erhebung des Herzogs von **Bourbon**, wäre eine Würkung seiner Anschläge. Und es ist auch in der That wahrscheinlich genug, daß wenn er sich diesem Verfahren entgegen gesetzt hätte, er nichts würde ausgerichtet haben. An der andern Seite aber haben einige zu zweifeln geschienen, ob er dieses aus einer Liebe zu dem Prinzen, oder irgend aus einem andern Bewegungsgrunde gethan habe, und in Ansehung dessen haben sie solcher gestalt geurtheilet. Wenn der Sohn des Herzogs von **Orleans** seinem Vater in der Macht gefolget wäre: So würde das Interesse dieser Familie

so

so wohl seyn aufgerichtet worden, und die persönlichen Verdienste dieses Prinzen wären so bekannt gewesen, daß sein Ministerium gar bald den vestesten Grund würde bekommen haben. Es war auch damahls nicht wahrscheinlich, daß er jemanden in seinem Ministerio zu Hülfe nehmen sollte, dessen Verbindung zu verursachen schien, daß man von ihm glaubte, er hätte keine sonderliche Achtung für die Familie von **Orleans**, und der einen Schatten der Undankbarkeit über den Glanz seiner herrlichen Eigenschaften würde gezogen haben, wenn er sich zu ihrem Vortheile hätte bewegen lassen. Ganz anders aber war es mit dem Herzoge von **Bourbon.** Die Hülfe so ihm geleistet ward, war keinen solchen Einwürfen unterworfen, und die Nothwendigkeit darinn er sich befand zu seinem Vortheile beständig eine Person zu unterhalten, von der es bekannt war, daß sie so viele Macht über ihren königlichen Herrn hatte, war zureichend diesem Prälaten, für jeden Dienst, so er ihm leistete eine gewisse Vergeltung zu versprechen. Ueberhaupt schliessen sie also; es habe sich hierbey eben so viel Eigennutz, als Achtung für den Prinzen vom Geblüte gefunden, dessen Sache er zu unterstützen schien, und indem unser Staatsmann ihn zur ersten Stelle im Reiche erhoben: So habe er dabey eine Nebenabsicht gehabt die andere selbst zu bekleiden.

Das

Das Ministerium des Herzogs von **Bourbon** schien sehr patriotisch zu seyn, und alle Welt gedachte, er würde als ein getreuer Diener des Königs, als ein Prinz vom Geblüte und aufrichtiger Beschützer seiner Unterthanen, dieser Würde lange Jahre genossen, und die Staatssachen so glücklich für sich selbst, als für die Nation verwaltet haben. Wie aber nichts so unbeständig ist, als die menschliche Glückseeligkeit, und von allen besondern Arten derselben keine so ungewiß, als das Glück des Hofes: So ward dieser gute Anschein doch gar bald verändert. Eine gefährliche Widerwärtigkeit die der König im Anfange des 1725. Jahres hatte, brachte nicht nur ganz Frankreich auf; sondern verursachte dem Herzoge von **Bourbon** solche Unruhe, daß er sich lieber aller Gefahr unterwerfen, als dem Staate nicht eine solche Sicherheit verschaffen wollte, die die Beschaffenheit menschlicher Dinge nur immer zulassen konnte. Der König war nunmehro funfzehn Jahre alt, aber die Gemahlinn, die der Regent dem Könige gegeben hatte, war acht Jahre jünger: So daß man den Erfolg von dieser Heyrath mit grosser Ungewißheit erwartete. Der Herzog von **Bourbon** gedachte, wie der verstorbene Herzog von **Orleans** den Vortheil seiner Familie bey dieser Heyrath in Betrachtung gezogen hätte:

So hätte er, als Premierminister ein Recht das Beste des gemeinen Wesens zu Rathe zu ziehen, indem er diese Verbindung trennte, und die Infantin wieder nach Hause schickte. Dieß war in der That ein so kühnes Verfahren, als jemals von dem Regenten selbst war unternommen worden. Damahls aber war es gänzlich auf einen Eifer für das gemeine Beste und auf ein edles Verlangen gegründet, so wohl den König, als das Volk beyderseits glücklich zu machen.

Als dieses zuerst vorgeschlagen ward: So argwohnten viele Leute, der Herzog hätte darunter besondere eigennützige Absichten, und man streuete so gar aus, als wenn er willens wäre den König an eine seiner Schwestern zu verheirathen. Seine Hoheit aber war ein Mann von einer ganz andern Beschaffenheit. Er hatte das Herz und das Haupt eines Prinzen, nebst einem Schicksale, das seinen hohen Eigenschaften ähnlich war; er verachtete also solche unanständige Arten seine Familie zu erheben. Der Graf von **Morville** und der Bischof von **Frejus** genossen seiner Vertraulichkeit, und waren diejenigen, die die Haupteinrichtung aller seiner Anschläge hatten. Der Graf war ein aufrichtiger Freund und getreuer Diener, er ertheilte seinen Rath ganz frey, wenn er verlanget ward; und wenn ihm eine Unterweisung gegeben ward, so folgte

er

er denselben in allen Stücken. Der Bischof hingegen war so bescheiden, und so besonders demüthig, daß er niemahls dahin konnte gebracht werden seine Gedanken zu entdecken, als nur in solchen Ausdrückungen, die auf das Beste von ihm verstanden wurden, und die doch andere nicht beleidigen konnten. Er war in der That nicht der Erfinder von der Zurücksendung der Infantinn, und doch ist es gewiß, daß er den König dahin bewogen dieses Verfahren sich gefallen zu lassen, und mit den Gedanken auf eine andere Gemahlinn zufrieden zu seyn.

Solchergestalt waren die Tafeln offen, und das Vorspiel ließ sich schön an, weil im Fall eines Unglücks der Cardinal immer ein gutes Nachspiel hatte. Kurz, er machte sich des Verdienstes dieses Verfahrens in so ferne theilhaft, als es gebilliget ward, im übrigen aber ließ er es auf den Schultern derjenigen beruhen, die es besser tragen konnten. Eine Art von Bezeigen, welches er mit gleichem Glücke in allen übrigen Handlungen seines Lebens ausübte.

Alle Welt weiß, was für ein Feuer durch dieses nothwendige Verfahren erreget worden, indem die Infantinn nach Madrid zurück geschicket ward, und wie viel es zu der wunderbaren Begebenheit beygetragen, die darauf erfolgte, nämlich der genauen Verbindung zwischen

diesem und dem Wienerischen Hofe. Wovon man sicher behaupten kann, daß es schwer zu sagen sey, ob die Gefährlichkeiten, die sie, wie man sagte, drohete, oder das Unglück, so sie nachher über Europa gebracht, zahlreicher sey. **Philipp** der **fünfte** hatte den spanischen Thron eben wieder bestiegen, wie seine Tochter zurück geschickt ward. Er erinnerte sich bey dieser Gelegenheit der harten Ausdrückungen, die ihm von dem verstorbenen Regenten waren vorgeschrieben worden, wegen der Ungnade seines Ministers des Cardinals **Alberoni**, ehe Frankreich und seine Alliirten ein Wort vom Frieden hören wollten. Wie er nun fand, daß seine Allerchristlichste Majestät sich mit der Tochter des Königs **Stanislaus** würklich vermählet hatte, und daß alle Ersetzung, was den größten Punkt anbetraf, gänzlich unmöglich war: So entschloß er sich alsobald diese Gelegenheit zu ergreifen, wegen der Beleidigung, so ihm widerfahren war sich zu rächen, und erklärte sich rund heraus, daß er von keiner Bequemung hören wollte, als bis zuvörderst der Herzog von **Bourbon** in Ungnade wäre gesetzet worden.

Es waren zu dieser Zeit an dem französischen Hofe Ministere, welche zum wenigsten mit seiner Catholischen Majestät Erklärung wohl zu frieden waren, obgleich sie keine Mittel funden

etwas

etwas dazu beyzutragen, und die derselbigen durch seinen Enkel ein Gewichte zu geben suchten. Allein die Zeit war noch nicht gekommen, für welche sich ein solches Verfahren geschicket hätte. Der Herzog, welcher so gut für das gemeine Beste gesinnet war, als jemand in der Welt, hatte zum Besten des Volkes verschiedene Entwürfe gemacht, welche seine Feinde ihm nicht nur ausrichten liessen, sondern ihm auch darinn beystunden; Denn sie wußten seine Nachfolger würden den Nutzen davon einerndten, obgleich der Haß in Ansehung der Geistlichkeit und anderer grosser Leute auf ihn fallen mußte. Und wie sie ihn nun solchergestalt in sehr grosse Schwierigkeiten hineingeflochten hatten: So fiel es ihnen gar nicht schwer das gute Vernehmen zwischen ihm und dem Könige zu stören. Seine Hoheit hatten ihre Fehler so wohl als andere Menschen, und unter diesen war seine heftige Leidenschaft für ein gewisses Frauenzimmer am aller merklichsten. Dieses nun nebst seiner Freundschaft, die er vier Brüdern mit dem Namen **Paris** erwies, welche zu der Einnahme der öffentlichen Einkünfte gebrauchet wurden, ward dem Könige als eine Unbilligkeit, die nicht zu erdulden wäre, vorgestellet; zu gleicher Zeit ward ihm zu verstehen gegeben, um seine Regierung zu Hause geruhig zu machen, und eine

gänzliche Versöhnung mit Spanien wieder herzustellen, welches der Herzog selbst für sehr nöthig erklärte, wäre nur einen Schritt zu thun, nämlich, diesen Prinzen seiner Stelle zu entsetzen. Die Absetzung eines Premierministers verursachet dem gemeinen Manne allezeit eine Freude, daß ein Prinz vom Geblüte an die Seite gesetzet ward, war den meisten unter dem Adel sehr angenehm, und die spanische Parthey war stark genug diesem Verfahren eine Art des öffentlichen Beyfalles zu erwerben.

Die Ungnade des Herzogs von **Bourbon** war so plötzlich und so unerwartet, als seine Erhebung. Der König schickte ihm einen Brief unter seinem Insiegel, worinn er ihm anzeigte, daß er sich nach **Chantilli** begeben sollte, welches ein angenehm Gut nicht weit von Paris ist, so ihm zugehörte, und von dieser Stunde an ward der Bischof von **Frejus** als des Königs Premierminister angesehen. Er fieng seine Verwaltung mit einer Handlung an, welche verursachte, daß man ein sehr grosses Vertrauen in ihn zu setzen anfieng, und dieses bestand darinn, daß er das Edict den 50sten Pfenning einzufordern unterdrückte, welches die Geistlichkeit wider den Herzog von **Bourbon** aufgebracht hatte, und dieselbe folglich dem neuen Minister auf das vesteste verband, der auf eine ganz andere

Art

Art verfuhr. Man muß gestehen, daß niemahls jemand grössere Klugheit gebrauchet, oder mehr Behutsamkeit angewandt habe sein Ministerium zu bestätigen, als dieser Prälat gethan hat, wie er zu seinem Ansehen gelangte. Er ließ allen grossen Officierern ihre Stellen, schmeichelte denen, die sich ihm am wenigsten verbunden zu seyn glauben mogten, wie zum Exempel den Grafen **De Morville**, der Minister in den auswärtigen Sachen, und den Marquis **De Betruil**, der Kriegssecretär war. Er stellte sich gleichfalls ein sehr genaues Verständniß mit dem Herrn **Walpole**, dem englischen Minister zu haben, und schien für die Vollziehung des Tractats von Hannover eben so eiferig zu seyn, als der Herzog von **Bourbon** jemahls gewesen, der ihn gemacht hatte. Seine Feinde aber wollen seine Aufführung solchergestalt auslegen: Sie sagen, was die Minister anbeträffe; so habe er dieselben zu seinem eigenen Dienste beybehalten, weil er ihre Fähigkeit und Aufrichtigkeit kannte, und keine Furcht ihrentwegen hatte, indem der König einzig und allein durch seinen Rath sich regieren ließ, und nunmehro zu einem solchen Alter gekommen war, welches seinen Befehlen ein grosses Gewichte gab. Was an der andern Seite die Engelländer anbetreffe; so habe er sich ihrer sehr

geschickt bedienet zu handeln und den spanischen Hof zu schrecken, um zur vormahligen genauen Vereinignng mit dem französischen Hofe zu gelangen, welches der grosse Punkt war, den er zur Absicht hatte.

Um aber ein wenig von der Staatsklugheit, oder zum wenigsten von der Staatsklugheit der Prinzen abzuweichen: So wird es nicht uneben seyn zu bemerken, mit welcher tiefen Demuth unser neuer Minister mitten in seinen Ehrenstellen sich aufgeführet habe. Wir haben gehöret daß er Einkünfte verachtet, sich zu geistlichen Würden für ungeschickt erkläret, und so gar den Purpur abgelehnet habe. Allein nunmehro ward die Scene in etwas verändert. So ungerne er auch in grossen Gesellschaften war: So ließ er sichs doch um des gemeinen Besten willen gefallen, daß ihm solche Aufwartung gemacht ward, als man niemahls bey einigem Ministerio seit der Zeit des Cardinals **Mazarin** gesehen hatte. Er war gleichfalls, aus eben dieser Absicht für den Staat, willig eine genaue Rechenschaft von der Aufführung anderer Minister bey ihren besondern Angelegenheiten zu fordern, und zu eben der Zeit, da er den Titel eines Premierministers mit allem Fleisse von sich ablehnte, verwaltete er die Verrichtungen dieses Amtes mit einer ungemeinen

Sorg-

Sorgfalt. Was die Einkünfte anbetrifft, so bezeigte er sich dabey sehr bescheiden, denn was ihm bey seiner hohen Stelle bestimmet war, welches sich monathlich auf 50000 Livres belief, das rührte er nicht einmahl an, sondern begnügte sich mit einigen reichen Abteyen, wozu er während seines Ministerii noch drey oder vier einträgliche Bedienungen brachte, die ihm mit weit mehrerem versahen, als er in Ansehung seiner Art zu leben gebrauchte. Man muß zugeben, daß kein Minister jemahls weniger für den Pracht gewesen sey, zugleich aber muß man auch gestehen, daß kein Minister gewesen, der die Macht mehr geliebet habe. Er hatte keine Familie, und folglich keine, die an seinem Ansehen Theil nahmen, welche sich doch allezeit finden, wo ein Mann wahrhafte Freundschaft für seine Angehörigen hat. Er hielt eine gute Tafel, weil er ein Freund davon war. In andern Dingen war er gar nicht curieuse, aus einer natürlichen Neigung geruhig zu seyn. Seine Bedienten hatten es sehr gut bey ihm, welches sie durch einen genauen Gehorsam erhielten, die einzige Art von Verdiensten, die er für belohnungswürdig hielte.

Als er die höchste Stelle erstiegen hatte, die ein Unterthan nur verlangen konnte: So hielt ers nicht für uneben auch die Cardinalswürde zu erhalten, welche wie einige wollen, einen gewöhnlichen

Menschen, Fürsten gleich machet. Diese Sache wäre wohl noch so bald nicht vor sich gegangen, wenn nicht Seine Kayserliche Majestät, der vorige Kayser **Carl** der VIte, der des neuen Ministers friedfertiges Gemüth kannte, die Hinderniß aus dem Wege geräumet hätte, indem er diesem Prälaten eine Stimme, so er damahls hatte, gab; worauf er im Jahre 1726 von dem vorigen Pabste **Benedictus** dem XIIIten zum Cardinale erkläret ward. Solcher gestalt sahe er in einer kurzen Zeit seine Wünsche gänzlich erfüllet, und ungeachtet seiner frommen und demüthigen Gemüthsbeschaffenheit sich zu einer vollkommenen Macht, deren wenig französische Minister genossen haben, wie auch zu dem höchsten Titel, den jemahls einige von ihnen haben verlangen können, erhoben.

Der Entwurf seiner Politick hatte fast eben das Ansehen, als seiner Vorfahren ihrer. Die Umstände der Nation und seine eigene Bestätigung verlangten Frieden. Diesen nun zu suchen verfuhr er ganz recht, obgleich sich hierinn eben nichts ausserordentliches fand, welches aber, ihn sey nun wie ihm wolle, nicht von der Art zu verfahren kann gesagt werden, der er sich nachgehends bediente. An einem Vergleiche mit dem Hofe zu Madrid war schon ins geheim durch den Abt von **Montgon** gearbeitet wor-

worden, der ein Mann von einer grossen Familie, und einen sehr guten Namen, aber ein starker Anhänger des Herzogs von **Bourbon** war, der ihn in seinen Angelegenheiten gebrauchte. Dieser Geistliche brachte nach **Versailles** einen Plan einer Vergleichung mit zurück, der von der Königinn von Spanien aufgesetzet war, dessen sich der Cardinal bediente. Weil er aber empfindlich darüber war, daß der Abt von **Montgon** so sehr auf den Vortheil seines Patrons bedacht war: So beraubte er ihn nicht nur der Belohnung dieses seines Dienstes; sondern verfolgte ihn auch mit der größten Bitterkeit. Denn dieses ist gewiß, daß der Cardinal ohngeachtet aller seiner Gottesfurcht und Mäßigung sehr selten vergab, ausgenommen wenn er nicht strafen konnte. Indem er dergestalt mit diesem Manne verfuhr; so gab er dadurch den englischen und deutschen Ministern zu verstehen, daß er alle heimliche Correspondenz mit dem Hofe zu Madrid mißbilligte, und daß er nur nach einer solchen Vereinigung trachtete, die den hannöverischen Alliirten angenehm wäre. Zu gleicher Zeit bemühete er sich dem kayserlichen Hofe starke Freundschaftsbezeugungen zu erweisen und aus einer aufrichtigen Absicht eine genaue Vereinigung zwischen dem Kayser und dem Könige, seinem Herrn, zu erhalten, um das catholische

In-

Interesse zu befördern, wovon er wußte, daß es die Hauptabsicht des wienerischen Hofes wäre.

Der Anfang seiner Verwaltung war merklich glücklich. Die Nation hatte Ruhe und eine edle Regierung nöthig, welches sich für die Gemüthsbeschaffenheit des Cardinals sehr wohl schickte. Sein Witz war sehr schläfrig und seine Fähigkeit hatte enge Grenzen. Anfänglich hatte er keine andere Leidenschaft, als eine Eifersucht wegen seiner Macht, allmählig aber ward er intriguant und ehrgeitzig. Er nahm sich Zeit sich die verschiedenen Theile der Regierung zu Hause bekannt zu machen, und bediente sich dessen seine eigene Macht dadurch zu stärken. Fand er jemanden, der seinem Willen blindlings unterworfen war; so erhob er ihn gewiß, wenn auch sonsten seine Verdienste nicht groß waren. Entdeckte er aber bey jemanden Eigenwilligkeit, und eine Neigung bey ertheilten Befehlen noch lange zu widersprechen, dem brachte solches gewiß keinen Vortheil zuwege. Da er von den größten Männern in Frankreich Hülfe hatte: So erlangte er allmählig eine sehr gute Erkenntniß der Pflichten seines Amtes, die er mit mehrerer Sorgfalt, als Lebhaftigkeit ausrichtete, gleichsam als wenn sein Endzweck wäre nur dahin zu sehen, daß die Sachen sich nicht verschlimmern mögten, nicht aber daß sie sich verbesserten.

ten. Die Minister welche sich unter seiner Regierung ruhig befunden, und das Volk, das unter seiner Verwaltung viel weniger als jemahls vorhin gedrücket ward, stimmten in ihrem Beyfalle überein. Seine friedfertige Gemüthsbeschaffenheit gab ihm Gelegenheit die fremden Minister hinter das Licht zu führen, indem er sie glauben machte, die meisten Angelegenheiten ihrer Höfe kämen auf ihn an, und daß er bey einem jeglichen ihrer Herren in grösserem Ansehen stünde, als sie selbst, dieses trieb sie an sich in seine Neigung zu schicken, und gut mit ihm zu leben, damit er ihren Handlungen nicht zuwider seyn, noch nachtheilige Nachrichten von ihnen nach Hause an ihre Oberherren ergehen lassen mögte.

Er gab sich anfänglich viele Mühe das Mißtrauen der Spanier zu überwinden, und dieses that auch nach und nach seine Wirkung. Zuerst bewog er die **Königinn** ein Vertrauen auf ihn zu setzen, und sie brachte auch den König mit leichter Mühe dahin dasselbe zu thun, wie solches aus den vielen Briefen erhellet, die er nachgelassen hat, und welches alles bezeuget, was er bis nach dem sevilischen Tractate an diesem Hofe habe ausrichten können. Dieses hatte er hauptsächlich dem Beichtvater des Königes in Spanien, dem Vater **Bermudez** zu danken, der ein

Mann

Mann war, der mit ihm fast gleichen Charackter hatte, und bey seiner catholischen Majestät in ganz besonderem Ansehen stund. Als er ungeachtet aller Vorstellungen, die er nur thun konnte, sahe, daß die Spanier hartnäckigt darauf bestunden **Gibraltar** wieder zu bekommen: So bot er den Engeländern allen Beystand an, worauf sie wegen der hannöverischen Allianz einen Anspruch hatten, zu gleicher Zeit aber gab er ihnen zu verstehen, sie wären schon alleine in dem Stande sich Recht zu schaffen wider eine Macht, die durch ihre eigne üble Regierung in schlechten Umständen wäre, daß er französische Völker nach den spanischen Grenzen gehen liesse, könnte nur alleine dazu dienen den Krieg allgemeiner zu machen, und den Friedensplan zu vernichtigen, wozu die Minister eines benachbarten Hofes eben so geneigt wären als er. Diese Aufführung gieng eine Zeitlang so gut von statten, daß **Paris** auf gewisse Weise der Mittelpunkt aller Handlungen ward, und die Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit des Cardinals erwarb ihm beynahe auswärtig so vielen Einfluß, als er zu Hause hatte. Es ließ sich aber leicht vorher sehen, daß dieses nicht lange währen könnte.

Es scheinet der Cardinal an den Zenith seines Ruhmes im Sommer des Jahres 1728 gelanget

langet zu seyn, als nach einer langen Reihe fruchtloser Handlungen ein Congreß zu **Soiffon** bestimmet ward, und dieses vielmehr des Wohlstandes als einer andern würklichen Ursache wegen. Dieses gab in der That seinem Ministerio ein herrliches Ansehen, und verursachte zu gleicher Zeit einen grossen Aufwand in einem sehr kleinen Inbegriffe von Paris, welcher die französische Nation bereicherte, da indessen ihre Eitelkeit geschmeichelt ward, indem sie sahen, was für eine erstaunliche Aufwartung von auswärtigen Ministern dem ihrigen gemacht ward. Denn zuerst sendete der Kayser seinen Kanzler, den Grafen **Sintzendorf**, den Grafen **Windisgraz** und den Baron **Penterriedter**; der König von Großbrittannien die Herren **Stanhope**, **Walpole** und **Poyntz**; seine catholische Majestät den Herzog von **Bournonville**, den Marquis von **Santa Cruz** und den Don **Joachim de Bernachin**; ihre Hochmögende die Generalstaaten die Herren **Goslinga**, **Hop** und **Hungroinie**; Graf **Gollowin** hatte die rußische Angelegenheiten zu besorgen; Die Baronen **Sparr** und **Gedda** die schwedischen; so wie die dänischen von dem Herrn **Schested** besorget wurden; Der König von Pohlen schickte den Grafen **Hoym**, und über dieses hatten auch noch der Churfürst von **Bayern**, der Churfürst von der

Pfalz,

Pfalz, der Herzog von Parma und der Herzog von Hollstein ihre Minister. Die Minister, so seine allerchristlichste Majestät zu Mittelspersonen bestimmet hatten waren der Cardinal Fleury, der Marquis De Fenelon und der Graf Brancas. Der Congreß ward den vierzehnten Junius mit sehr grossem Gepränge eröffnet.

Des Kayſers Premierminister, Graf Sintzendorf sprach zuerst, und nachdem er seines Herrn friedfertige Neigungen erhoben hatte; so gerieth er auf eine lange Lobrede der bekannten Redlichkeit, Aufrichtigkeit und unermüdeten Arbeit des Cardinals Fleury an dem grossen Friedenswerke. Seine Eminenz antworteten hierauf in Ausdrückungen, die uns keinen sonderlichen Begriff weder von seiner Beredsamkeit noch von seiner Deutlichkeit in Ansehung des Endzwecks der Versammlung machen. Der Hauptinhalt desjenigen, was er sagte, war dieses: Er dankte ihren Excellenzen, daß sie sich hätten belieben lassen zu Soissons zu kommen. Sie hätten sich deswegen daselbst eingefunden die Streitigkeiten beyzulegen und alles aus dem Wege zu räumen, was auf einen Friedensbruch abzielen könnte. Die gar zu weit sich erstreckende Herrschaft gewisser Mächte einzuschränken wäre nicht der Endzweck der Versammlung, sondern vielmehr die Unruhen, so durch Eifersucht entstanden,

den, zu stillen. Es würde nicht schwer seyn ein Mittel dawider zu finden, wenn man es mit Gerechtigkeit und Billigkeit anfienge. Er finde so viele Mäßigung und so viele vortheilhafte Neigungen bey den meisten von den bevollmächtigten Ministern, die alle ersinnliche Hoffnung von einem glücklichen Ausgange des Congresses machten. Sie hätten besondere Merkmahle davon gegeben, indem sie alle Streitigkeiten in Ansehung des Ceremoniels bey Seite gesetzet hatten. Dergleichen Mäßigung sollte billig alle Beschwerungen, so einer gegen den andern hätte, beylegen können. Es wäre bewilliget worden, daß alles, was von der einen Parthey würde verlanget werden, der andern Parthey gleichfalls kund gethan werden sollte um darauf zu antworten. Im Falle dergleichen Forderungen durch keine friedliche Handlung könnten ausgemacht werden: So sollten die Minister derjenigen Machten, die eben keinen sonderlichen Antheil daran haben, zur Vereinigung der Partheyen behülflich seyn, und sollen endlich die Antworten von jeder Materie von beyden Partheyen im Namen aller Alliirten überliefert werden.

Dieser Congreß gieng sehr langsam von statten, und gab gleich dem zu **Cambray** den Köchen mehr Ehre, welche die Mahlzeiten zubereiteten, als den Ministern, so dieselbigen verzehrten.

zehrten. Kurz, es war derselbe gleichsam eine Art von Opium, das indem es die Empfindung verschiedener europäischer Prinzen eine Zeitlang unterbrach, einen Weg bahnte die Streitigkeiten unter ihnen beyzulegen, nicht so wohl durch Frankreichs Vermittelung, als vielmehr dadurch daß eine freye Correspondenz unter ihnen eingeführet ward. Wenn also das Zusammenbringen dieser grossen Männer dem Cardinal Ehre, und Frankreich einigen Vortheil brachte, so geschahe es doch ohne einige von diesen Höfen dem Einflusse seiner Eminenz zu unterwerfen, welcher zuletzt daselbst nur eine schlechte Figur zu machen anfieng, indem die Conferenzen, welche den Congreß regiereten, würcklich im Haag gepflogen wurden.

Man wird aber vielleicht erwarten, daß ich von allen europäischen Mächten eine Nachricht geben soll, die bey diesem Verfahren zusammentraffen um der Eitelkeit eines einzigen alten Mannes zu Gefallen zu seyn. Die Sache ist auch nicht schwer ins Werk zu setzen. Wenige oder gar keine von diesen Mächten waren des Willens, oder auch würklich im Stande sich in einen Krieg einzulassen. Der Kayser gieng defensiv, er hatte keine Gedanken andere anzugreifen, er verlangte nur das zu behalten, was er hatte, und wenn es möglich wäre, den geruhigen Besitz desselben

selben für seine Kinder zu bestimmen, dadurch, daß er gute Guarantien der pragmatischen Sanction zu erlangen suchte. Das brittannische Ministerium wünschte nichts so sehr, als den Frieden, sie wußten daß ihr Land desselben bedurfte, und daß ihre Macht nicht lange bestehen könnte, wenn ein Krieg erfolgte. Spanien war hochmüthig und unruhig, aber zu gleicher Zeit arm und ohne Kräfte. Die rußische Regierung war im Stande der Kindheit, die schwedische im abnehmenden Alter, und Dännemark trachtete nur auf eine oder die andere Art gute Freunde zu erwerben. Was die Generalstaaten anlanget, so waren die Wunden, die sie im letzten Kriege empfangē hatten so beschaffen, daß sie bey einer jedweden Veränderung des politischen Wetters über neue Schmerzen klagten, daß man daher keine Ursache hatte sich zu wundern, warum sie bey jedweden kleinen Sturme so furchtsam wären. Wir sehen also, es sey zu ihrem eigenen Vortheile geschehen, daß sie sich in des Cardinals Weise geschicket, und vielleicht thaten sie dieses um so viel williger, weil sie eben in keiner grossen Furcht wegen seiner vorigen Fähigkeit stunden; schon selbst ehe der Congreß angieng, und nachgehends hatten sie Gelegenheiten genug einzusehen, daß weil unser Staatsmann das Herz seines Herrn in den Händen, und über viel weisere Männer

als er selbst war, eine unumschränkte Herrschaft besaß, solches ihm ein grosses Ansehen zuwege brachte, und verursachen konnte daß allen Europäischen Angelegenheiten ein Mann dürfte vorgesetzet werden, dessen Geschicklichkeit nicht stark genug war, eine vernünftige Macht eifersüchtig zu machen. Ich kann nicht sagen ob dieses eine zureichende Antwort seyn werde, ich weiß aber, daß es eine wahrhaftige ist, und daß dieses die wahren Bewegursachen der ganzen Handlung gewesen sind.

Der Tractat von **Sevilien** warf den **wienerischen** in der That über einen Haufen, welcher Frankreich und den Seemachten so viele Mühe und Unruhe verursacht hatte. Es ist mit allem dem doch gewiß, daß dieser Tractat niemahls würde durchgebrochen oder das genaue Band zwischen den Höfen zu **Wien** und **Madrid** getrennet haben, wenn der vorige nicht falsch gewesen wäre. Die Erklärung dieser Materie wird allen folgenden Theilen dieses Werks ein solches Licht geben, daß ich hoffe nicht nur des Lesers Gedult, sondern auch seinen Dank zu verdienen, für dasjenige, was ich itzo sagen will. Der Entwurf des wienerischen Tractats ward zu **Rom** zwischen zween Cardinälen verfertiget, welche beyde zu ihren Zeiten am Ruder der spanischen Angelegenheiten gewesen waren,

ren, und durch ihre Anschläge wurden beyde Höfe dahin gebracht sich die Allianz gefallen zu lassen, welche obgleich sie unnatürlich genennet ward, doch gewiß zum Vortheile derer Höfe ausgerechnet ward, die sie eingiengen. Der Kayser mußte dabey unmittelbare und ausserordentliche Vortheile finden, als zum Exempel die Aufrichtung einer gewinnreichen Handlung in den Niederlanden, eine grosse Unterstützung mit barem Gelde, so dem kayserlichen Hofe jederzeit angenehm ist, und die Guarantie der pragmatischen Sanction von einem solchen Potentaten, welcher nach aller Wahrscheinlichkeit dieselbe zuletzt am meisten unter allen würde streitig gemacht haben. Dieses sind solche Dinge, welche in Tractaten mögen bekannt gemacht werden, und folglich auch darinn erscheinen. Allein die Vortheile, welche Spanien davon haben sollte, waren von einer ganz anderen Natur. Deren Beschaffenheit war so, daß wenn sie wären bekannt gemacht worden, unmittelbar ein Krieg darauf würde erfolget seyn, und aus dieser klaren Ursache waren sie verstecket. Es wird aber nicht leicht jemand glauben wollen, dem dergleichen Sachen bekannt sind, daß ein so schlauer Hof, und der so sehr sorgfältig für seinen Vortheil ist, so hitzig seyn sollte ein Bündniß zu schliessen, das nur einer solchen Macht vortheilhaft wäre, die

bisher als ein Erzfeind angesehen worden; oder daß er einen Minister mit den höhesten Titeln und einem beynahe unumschränkten Ansehen belohnen sollte, der einen so unbilligen Tractat geschlossen. Die ganze Sache lief dahinaus, daß Spanien den Kayser so lang er lebte mit aller seiner Macht unterstützen, und der Kayser in Ansehung dieses die beyden Erzherzoginnen den Infanten **Don Carlos** und **Don Philipp** geben sollte. Dieses setzet die ganze Sache in ein klares Licht, die Erlaubung einer freyen Handlung in dem spanischen Westindien; die grosse Subsidien die dem kayserlichen Hofe zugestanden worden, und die Guarantie der pragmatischen Sanction, weil es das Ansehen hat, als wenn die Vortheile an beyden Seiten gleich sind, und beyde Höfe auf gleiche Weise dadurch gebessert werden. Spanien vollzog an seiner Seite den Tractat ganz genau; aber der Kayser welcher entweder durch die Schwierigkeiten abgeschrecket, die er zum voraus sahe, oder dadurch daß der König von Sardinien die Krone niederlegte unschlüßig gemacht ward; oder der beschlossen hatte, dasjenige nicht zu halten, was er zu eilfertig versprochen, sahe die geheimen Artickel der wienerischen Allianz als Chimären an.

Es fiel sehr glücklich für Frankreich aus, daß der wienerische Tractat dasselbe nicht stärker,

als

als die Seemachten, beleidigte. Sie wurden es entweder in der That, oder sie stellten sich auch nur so, als wenn sie sehr dadurch gerühret würden. Und weil Frankreich eben so sehr dadurch betroffen ward: So vereinigten sie sich mit demselben den spanischen Hof durch Furcht oder auch durch Schmeicheln in den vorigen Stand der Dependenz von Frankreich zu setzen, welches, wie ich gesagt habe, durch den **sevilischen** Traetat bewerkstelliget ward, nach welchem alsobald alle Unterhandlungen zwischen **Madrid** und **Wien** abgebrochen wurden. Es ist gewiß, daß der spanische Hof durch diesen Tractat grosse Vortheile erhalten, aber es gieng alles auf die Unkosten von **Brittannien**, und **Frankreich** trug weiter nichts dazu bey, als daß es seinen Namen mit unter die Allianz setzte. Auf dieser Rechnung bemühete sich der Cardinal die Gewalt, alle Dinge daselbst auszurichten, an sich zu ziehen, und war nicht damit zufrieden daß er ein Vormund eines grossen Prinzen zu Hause war; sondern er machte sich auch so gar die Hoffnung eine Prinzeßinn von so hohem Geiste, als die Königinn von Spanien war, ohne Widerspruch regieren zu können. Um nun dieses auszuführen; so trat er in einen geheimen Briefwechsel, worinn er bey sehr vielen Leuten ein grosses ausrichten zu können glaubte. In die-

sem versicherte er sie, die genaue Verbindung der beyden Kronen wäre die Hauptabsicht seiner Administration, und er wäre bereit ihren Absichten in der Beförderung ihrer Familie zu statten zu kommen, und zu dem Ende die ganze Macht von Frankreich anzuwenden.

Diese Vorschläge erhielten anfänglich eine so erwünschte Aufnahme, als seine Eminenz nur verlangen konnte. Aber nicht lange darnach drang die Königinn auf die Vollziehung derselben, und legte dem Cardinal zu solchem Ende einen Entwurf nach dem andern vor, welches ihn in grosse Unruhe setzte, woher er so manche Entschuldigungen nehmen sollte. Denn dieses war bey ihm eine Grundregel, keines andern, als seine eigene Projecte genehm zu halten, ob er gleich bey weiten nicht den besten Kopf in der Welt hatte um sie auszuführen. Dieser Unbequemlichkeit abzuhelfen, und sich in einen Stand zu setzen mit **Richelieu** und **Mazarin** um den Vorzug zu streiten: So bediente er sich eines gewissen geheimen Raths, der einer seiner Creaturen war, des bekannten **Chauvelins**. Dieses war ein Mann von vieler Geschicklichkeit, von grosser Kühnheit in Unternehmungen, und geschmeidig genug, einem Manne von solchem Charackter gefallen zu können. Indem er des Cardinals Eitelkeit schmeichelte: So beförderte

er

er seine eigne Absichten. Und indem er seiner Eminenz Absichten jederzeit einzusehen vorgab: So bließ es ihm Dinge ein, daran er niemahls würde gedacht haben. Der gute Alte bildete sich ein, nunmehro hätte er die Sache gefunden, wornach er bisher gesuchet, und die Geschmeidigkeit der Anhänger des **Chauvelins** würde das was noch fehlte ersetzen. Auf diesem Grunde wagte er es an seiner Seite einen Entwurf für Spanien zu bauen. Dieser war zwar ihrer Catholischen Majestät nicht sonderlich angenehm, doch war dieselbe gezwungen ihn anzunehmen, weil kein anderer zu haben war. Beyde Höfe fiengen also nach diesem Plan mit allem Fleisse und aller Verschwiegenheit an zu handeln.

Wie alles mehrentheils zur Ausrichtung fertig war, und sie ihre Gedanken nun damit beschäfftigten einen Vorwand zu finden, den Krieg anfangen zu können, worauf sie sich gerichtet hatten: So trug sich eine Sache zu, welche ihnen eine so schöne Gelegenheit gab, als nach aller Wahrscheinlichkeit alle ihre Staatsklugheit ihnen nicht würde zuwege gebracht haben. Dieses war der Tod des Königs **Augustus** von Pohlen, der sich im Februar 1733 zutrug. Alsobald entschloß sich der Cardinal die Zuneigung der Pohlen zu gewinnen, und die Wahl des Königs **Stanislaus** zu befördern. Dieß

war in der That kein unebenes Vorhaben, wiewohl es auf unrichtigen Bewegungsgründen ruhete und durch verschiedenes unrichtiges Verfahren fortgesetzet ward. Um meine Meynung zu erklären: So muß ich bemerken, daß weder der Cardinal, noch der spanische Hof jemahls eine aufrichtige Zuneigung gegen die Gemahlinn seiner allerchristlichen Majestät bezeiget. Der Herzog von **Bourbon** hatte ihre Verbindung vielmehr durch das Nachsehen des Cardinals, als mit seiner Einwilligung zuwege gebracht. Und weil diese Heyrath die so fein angespoñen war, die Entwürfe Spaniens hintertrieben hatte: So ist es kein Wunder, daß die Königin und ihre Minister ein Mißvergnügen darüber empfunden. Dem ohngeachtet aber ward doch bey dieser Gelegenheit ihre Sprache gänzlich verändert, und der Cardinal wie auch der spanische Gesandte schienen in eiferigen Ausdrückungen für den Vortheil des Königs **Stanislaus** mit einander um den Vorzug zu streiten.

Der Kayser an der andern Seite war auch nicht müßig die Ansprache des Sohnes des verstorbenen Königs, der damahls **Churfürst von Sachsen** war, zu unterstützen. Er glaubte, wenn er ihn auf den Thron verhelfen würde: So würde er dadurch der pragmatischen Sanction ein neues Gewichte geben. Denn dadurch würde:

de er ihn verbinden alle Ansprache auf die Folge in dem österreichischen Hause fahren zu lassen. Ueber dieses hatte er noch andere wahrscheinliche und weitaussehende Absichten, welche so vollkommen mit der schwulstigen Staatsklugheit des kayserlichen Hofes übereintraffen, daß die ehrlichen und wohlgemeynten Anschläge des Prinzen **Eugens**, nicht nur mit Kaltsinnigkeit; sondern auch so gar mit Verachtung angesehen wurden. Der Kayser verließ sich also auf den Beystand der Russen, und zweifelte nicht, wenn er würklich von Frankreich sollte angegriffen werden: So würden sich die Seemachten ihres eigenen Vortheils halber zu seiner Vertheidigung vereinigen. Er entschloß sich also seine Absicht auf das äusserste zu treiben, und setzte **August** den **dritten** nicht nur Frankreich sondern auch allen denen, von welchen man glaubte, daß sie ihn würden erwählet haben zum Trotze, auf den Thron. Er trieb zwar sein Vorhaben sehr stark, er trieb es aber auch zu seinem eigenen Schaden. Es war etwas so augenscheinlich unrechtmäßiges in diesem Verfahren, daß Reiche die nicht unmittelbar dadurch betroffen wurden, nicht dahin konnten gebracht werden es zu billigen und also noch viel weniger es zu unterstützen. Wie also Frankreich und Spanien Ihro Kayserliche Majestät unter diesem Vorwande angriffen: So

setzten sich die Deutschen durch eine Neutralität in Sicherheit, Großbrittannien aber wollte lieber zusehen und das Ende ohne alle Sicherheit erwarten.

Ob nun gleich des Kayſers Verfahren in der pohlnischen Sache sich gar nicht rechtfertigen ließ: So war doch das Vorhaben seiner Eminenz noch grössern Einwürfen unterworfen. Er behielt in der Hauptsache des Krieges nicht einmahl einen äusserlichen Schein über; sondern opferte den braven Grafen **Plelo** auf und unterwarf die Person des Königs **Stanislaus** den größten Gefährlichkeiten, aus keinen andern Absichten in der Welt, als daß die Gefahr, so er liefe, den Alliirten einen Vorwand verschaffen mögte sich auf ein andermahl zu rächen. Dieß sollte nun ein Staatsstreich seyn, aber es war doch zu jedermanns Aergerniß unrecht. Ganz Europa sahe es und hielt es öffentlich für eine grosse Schande, allein es schien den Cardinal nicht sonderlich zu rühren. Dem Herzoge von **Berwick**, als einem Soldaten, der es auf das Glück ankommen ließ, war es einerley wider was für ein Land er sein Schwerdt zog, sollte es auch wider sein eigenes seyn, wenn ihn nur sein Vortheil dazu antrieb. Dieser ward zu drey mahlen ausgeschickt das Herz von Deutschland mit Feuer und Schwerdt zu überziehen, um den König Stanislaus

nislaus auf den pohlnischen Thron zu setzen. **Spanien** und **Sardinien** handelten mit nicht weniger Tapferkeit in Italien. Wiewohl die Ursachen, die sie vorwandten, warum sie mit dem Kayser gebrochen hätten, so schlecht waren, daß sie Gefahr liefen, daß ihnen keine Macht, die ihre Sicherheit liebte, jemahls wieder trauen würde.

Der Krieg ward mit vielem Blutvergiessen und unsäglichen Unkosten fortgesetzet. Und ob sich gleich, wegen des grösseren Gewichts der Alliirten und der Schwäche des kayserlichen Hofes, der Sieg für das Haus **Bourbon** erkläret: So bedaureten doch wahrhaftige Freunde ihres Vaterlandes den Zustand Frankreichs. Es wurden Leute bey der Armee befördert nicht wegen ihrer Erfahrenheit im Kriegeswesen; sondern weil sie sich als Minister verdient gemacht hatten, und **Chauvelin** häufete viele Millionen zusammen, weil die Subsidiengelder durch seine Hände giengen. Es war also kein Wunder, wie man sich zwey Jahre herdurch zerarbeitet hatte, daß man befand, das Königreich wäre bey nahe eben so, als in dem letzten allgemeinen Kriege erschöpfet. Einige Patrioten in Frankreich, wie sich denn dergleichen würklich daselbst finden, fiengen daher an Projecte zu machen dem beschwerten Vaterlande zu Hülfe zu kommen.

men. In dieser Absicht machten sie, daß eine genaue Untersuchung alles dieses unrechtmäßigen Verfahrens hervorgebracht ward. Hierinn zeigten sie das wahrhaftige Interesse der Krone und der Unterthanen, das Mittel der königlichen Macht Gränzen zu setzen, und die Last, so dem Volke aufgelegt war, zu erleichtern; die Thorheit, den besondern Nutzen eines Ministers dem gemeinen Besten vorzuziehen, und zuzugeben daß verderbte und gottlose Leute grosse Schätze häufeten, nur deßwegen weil sie ihren Hof zu bezahlen wüsten, und insonderheit einem einzigen grossen Manne in seinem Vorhaben behülflich zu seyn. Diese Schrift ward dem Könige von dem Herzoge von G** in die Hände gegeben, welcher leise zu ihm sagte: Sire, eurer Majestät Glückseeligkeit, und die Wohlfahrt dero Unterthanen beruhet auf die Aufmerksamkeit, die sie dieser Vorstellung geben werden. Seine Majestät aber, ohne solches zu lesen, gab es gleich dem Cardinal in die Hände. Dieser aber um seine grosse Macht zu zeigen, verursachte, daß alle diejenigen, so Hand daran geleget hatten, alsobald verbannet wurden. Um aber auch einen Schein der Güte und Großmuth zu erlangen. So brachte er es in gar kurzer Zeit dahin, daß sie wieder zurück berufen wurden. Diese Art zu verfahren hatte ihre gewünschte

Wür-

Würkung: Denn sie machte, daß diejenigen, so das beste Recht zu sprechen hatten, den vesten Entschluß faßten ihren Mund verschlossen zu halten.

Wann aber der allmächtige Minister dem Scheine nach seinen Endzweck erhielt; so erhielten doch die Urheber dieser Vorstellung den ihrigen in der That. Der Cardinal laß die Schrift mit Aufmerksamkeit, wiewohl der König nichts davon zu wissen bekam. Er ward auch dergestalt von demjenigen, was darinn gesagt ward, überzeuget, daß er sich entschloß dem Kriege ein Ende zu machen, und ein wachsames Auge auf den **Chauvelin** zu haben. Das Schätze sammlen war seiner Eminenz ganz und gar nicht an das Herze gewachsen. Und obgleich er seinen Creaturen ihre Schwachheiten willig nachsahe: So konnte er doch nicht leiden, daß sie ihre Neigungen auf seine Unkosten befriedigten. Ueber dieses hatte er bemerket, seitdem **Chauvelin** dem Grafen von **Morville** gefolget wäre, hatten die Ministers der Seemachten seinen Versprechungen den Glauben nicht mehr zugestellet, den er doch vorhin erfahren und worauf er sich so viel verlassen hatte. Diese Ursachen machten, daß er, und folglich auch Frankreich sich bequemte. Indem er dieses that: So blieb er vest bey seiner alten Gewohnheit, und anstatt das-

jenige

jenige zu hören, was seine Alliirten befriedigen würde: So blieb er bey einem gewissen Entwurfe, welchen er zu Frankreichs Wohl und zu seiner Ehre am bequemsten hielte, und damit beschloß er sollten alle zufrieden seyn.

Er fand durch die Erfahrung, daß er die unumschränkte Regierung Spaniens nicht erlangen konnte; um sich nun in Ansehung des Verlustes seines Einflusses in dieses Reich ausser Schaden zu setzen: So fieng er an sich zu den Vortheilen des kayserlichen Hofes zu neigen, und dieses that er mit solcher Geschicklichkeit, daß seine kayserliche Hoheit eine wahrhaftige Hochachtung für ihn zu haben anfieng. Er war hierzu um so viel mehr geneigt, wegen des Cardinals bekannten Eifer für die catholische Religion, welcher der Kayser in der That weit mehr als irgend ein Cardinal im Christenthume ergeben war. Einem jedweden ist der Friedensplan bekannt genug, worinn der König **Augustus** für den rechtmäßigen Monarchen von Pohlen erkannt ward, **Don Carlos** seine Erbländer mit den Königreichen **Neapolis** und **Sicilien** verwechselte, der König von **Sardinien** ein Aequivalent für den vierten Theil seiner Unkosten wieder bekam, und die Krone Frankreich das edle Herzogthum **Lothringen** erhielte. Man darf sich nicht wundern, daß die Königinn

von

von Spanien nicht zum besten mit einem Projecte zufrieden gewesen sey, welches ganz anders, als das ihrige ausgefallen, oder daß sie angefangen ihre Intriguen in Frankreich zu erneuern, um einen andern Minister auszurichten, der zu ihrem Vorhaben besser beförderlich wäre, als der Cardinal gewesen. Es war vielmehr zu verwundern, daß sie eine solche Person fand, und daß nach dem Unglücke, welches sich schon so manche dadurch zugezogen, daß sie mit dem spanischen Hofe eine heimliche Correspondenz gehabt, sich dennoch eine Person von Geschicklichkeit und Ansehen fand, die fähig war ihre Absichten zu befördern, und die Gefahr zu laufen, einen solchen schlipferigen Weg zu betreten, worauf niemand bisher weder Ehre noch Vortheil hatte erhalten können.

Der Mann, welcher das Herz hatte dieses zu thun, war des Cardinals vortreflicher Gehülfe, der Herr Chauvelin. Die Bewegungsgründen, welche ihn hierzu angetrieben, lassen sich so leicht nicht entdecken, doch in so weit sie nöthig sind, dasjenige zu verstehen, was ich zu erklären mich bemühe: So werde ich einige Muthmassungen ihrentwegen anbringen müssen. Zuerst wußte er, wie weit er in dem Memorial war angegriffen worden, und hatte Einsicht genug zu muthmassen, was für Wirkungen sol-

ches bey dem Cardinale hervorbringen würde. Dieses trieb ihn an, eine solche Macht zu suchen, die ihn unterstützen könnte, davon dasjenige, so ihn erhoben hätte, ihn wieder stürzen sollte. Hiernächst gedachte er durch dieses Mittel sich wider einen andern Zufall in Sicherheit zu setzen, welches der Tod seines ehrwürdigen Patrons war; eine Begebenheit, welche man schon viele Jahre vor der Thüre zu seyn geglaubet hatte, und von welcher er als sein Gehülfe wußte, daß sie ihm widerlich seyn würde, wenn sie geschähe. Einige haben noch von einem dritten Bewegungsgrunde gemuthmasset, nämlich der Liebe zum Gelde, und deswegen habe er sich in die Absichten eines andern Hofes eingelassen, wiewohl es ist dieses noch nicht so ausgemacht. Es ist wahr, dieser Hof hat eine grosse Erfahrenheit in dem Gebrauche des Geldes gezeiget, indem er den Herzog von **Ripperda** dadurch an sich gezogen. Und dieses mögte vieleicht jemand bewegen zu glauben, daß man sich dergleichen Mittel auch bey dem Herrn **Chauvelin** bedienet, und daß diese Nation durch dieses Ministers bekannte Liebe zum Gelde, einen Muth bekommen. Da er aber niemahls etwas zum Besten dieses Hofes gethan, sondern vielmehr wider denselben gehandelt, und da es bekannt genug ist, daß von der Zeit an, da er dem Grafen **Morville** gefolget,

die

die Minister dieses Hofes niemahls mit der Aufführung Frankreichs völlig sind zufrieden gewesen: So scheinet es ein wenig unbillig zu seyn, ihn dergleichen zu beschuldigen. Seine Correspondenz mit Spanien ist eine Sache die ihre Richtigkeit hat, und das erste mahl, daß er sich derselben bediente, geschahe einen Friedensschluß zu verhindern. Zu diesem Ende nun schmeichelte er an der einen Seite seine catholische Majestät, indem er sich merken ließ, daß es ihm nahe gienge, daß dem Kayser so viel müßte gegeben werden. Und an der andern Seite stellte er dem französischen Rathe vor, wenn **Don Carlos** den geruhigen Besitz von **Neapolis** und **Sicilien** bekommen würde: So könnte es geschehen, daß seine kayserliche Majestät ihre Tochter mit ihm in sein Gebiete gehen liessen, und ihm die andre Erzherzoginn mit den übrigen italienischen Ländereyen gäben. Und in diesem Falle ließ er einen Zweifel spühren, wenn alle Umstände wohl überlegt würden, ob es alsdenn nicht mehr, denn wahrscheinlich seyn mögte, daß selbst die gegenwärtige Zeit die jüngere Linie des Hauses **Bourbon** grösser und mächtiger, als die ältere sehen würde. Diese Sprache brachte ihn bey einer gewissen Parthey in Frankreich wieder in Ansehen, die ihn vorhin beydes für einen bösen Mann und einen bösen Minister gehalten hatten.

Wie aber der spanische Hof nur einmahl dahinter kam: So hatte sein Interesse daselbst ein Ende. Es war umsonst die Sache wieder ins feine zu bringen. Die Königinn und ihre Minister liessen sich so nicht fangen. Sie verstunden diese Dinge gar zu wohl; Und der Herr **Chauvelin** ward in der That ihr Opfer. Denn wäre es kein so unbeständiger Mann gewesen, so würde er mit dem Zustande, darin er war, zufrieden gewesen seyn, und da er so grossen Reichthum zusammen gebracht, desselben als eine Privatperson genossen haben, da er sich durch einige Veränderung der Dinge nicht länger fähig befand, seine öffentlichen Beschäfftigungen beyzubehalten.

Um aber wieder auf den Cardinal **Fleury** zu kommen; So hatten einige von seinen Anhängern etwas von **Chauvelins** Verständniß mit seiner Majestät gehöret, wovon sie seiner Eminenz alsobald Nachricht gaben. Dieser hielte es für möglich, den **Chauvelin** zu erschrecken, und seine eigene Bekänntniß heraus zu locken. Er ließ sich daher etwas davon gegen ihn verlauten, aber vergebens. Der Siegelbewahrer wußte wohl, daß die Spionen die ihm Nachrichten schickten, ihm keine Beweise verschaffen kounten. Und wenn seine Eminenz ihn ohne dieselbe angriffen; so würde er sich schon genugsam zu vertheidigen im Stande seyn. In

dieser

dieser Zeit hatte er Mittel gefunden, sich bey dem Herzoge von **Bourbon** in Gunst zu setzen, und bildete seiner Hoheit würklich ein, daß er einen unbetrüglichen Entwurf gemacht hätte, ihn höher ans Staatsruder zu bringen, wenn nur erst der gegenwärtige heilige Minister seinen Besitz in den himmlischen Gegenden würde eingenommen haben. Auch dieses ward dem Cardinal entdecket, welches aber nur diente ihn noch unruhiger zu machen, ohne ihm ein Mittel an die Hand zu geben seiner völlig los zu werden. Er sahe deutlich ein, wenn er itzo seine Ungnade zu wege brächte: So würde er seinen Charakter so sehr erheben, als er seine Macht schwächte, und er würde ihn noch ansehnlicher lassen, als er ihn gefunden hätte. Er entschloß sich daher ein wenig zu warten, in Hoffnung, Beweise von den vielen bösen Dingen, die er gehöret hatte, zu finden, insonderheit was seine Aufführung in dem hohen Amte eines Vicekanzlers von Frankreich betraf. Dieses hätte er zwar leicht ins Werk setzen können, aber es würde sehr stark auf ihn selbst gefallen seyn, denn er war derjenige, der ihn zu dieser Stelle mit nicht geringer Beleidigung der Gerechtigkeit und der Gesetze des Reichs erhoben hatte.

Wie der Cardinal in dieser Verwirrung war, und nicht wußte wie er sich heraus reissen sollte: So arbeitete ein weit geschickterer Mann, als er war, zu seinem Dienste, und that dasjenige, welches er nimmer würde ausgerichtet haben. Dieses war der Herr **Patinho**, ein Vertrauter seiner catholischen Majestät. Er war ein gar zu grosser Staatsmann, daß er den Einfluß nicht hätte entdecken sollen, welchen **Chauvelin** in seinen Hof würde gehabt haben, wenn seine Intriguen glücklich gegangen wären. Aus dieser Ursache kam er denselbigen in die Quere. Und wie er klaren Beweis davon hatte, was der Siegelbewahrer in dem französischen Rathe vorgebracht hatte: So stellete er solches seiner Beherrscherin mit solchen strengen Ausdrückungen vor, daß sie ihm ihre Vertraulichkeit gänzlich entzog. Dieses war aber noch nicht alles, worauf er zielte. Er war Willens den **Chauvelin** dem Cardinal aufzuopfern, um vorzubeugen, daß er bey seiner allerchristlichen Majestät nicht Premierminister werden, und alsdenn durch seine Macht dis Unrecht, so er ihm erwiesen, nicht rächen sollte.

In dieser Absicht wandte er sich erst zu dem französischen Minister, den Herrn **von V****, und nachdem er ihm gewiesen hatte, wie unmöglich des **Chauvelins** Entwurf von statten gehen könnte:

könnte: so zeigte er ihm hiernächst, wie sehr er für die Gefahr besorgt wäre, welche der Ambassadeur laufen würde, wenn es entdecket werden sollte, daß **Chauvelins** geheime Correspondenz durch ihn geführet würde. Es ist ganz gewiß, daß dieses den Ambassadeur sehr in Unruhe gesetzet, und ihn bewogen habe mit dem Herrn **Patinho** zu überlegen, wie er diesem Sturme am besten entgehen könnte. Der dann selbsten machte anfänglich eine Sache von grosser Schwierigkeit daraus, hernach aber schlug er ihm folgendes Mittel vor.

Er gab dem Herrn **von V**** zu verstehen, das einzige Mittel sich in Sicherheit zu setzen, wäre, einige von des **Chauvelins** Briefe dem Cardinal zuzuschicken. Im Falle er dieses thun würde: So nahm er es auf sich, ihn nicht nur von der Ahndung des spanischen Hofes zu befreyen; sondern auch seine Majestät dahin zu bringen, seine Aufführung gut zu heissen. Wie die Sache so weit getrieben war: So stellte der Herr **Patinho** seine Königinn vor, es wäre ferner keine Correspondenz mit dem Siegelbewahrer nöthig, denn es wäre nicht wahrscheinlich, daß er seine Rechnung dabey finden würde, wenn er sich dem kayserlichen Hofe wiedmete, welches die einzige Sache wäre, die sie zu befürchten hätte. Anfänglich wollte ihre Majestät

dieser Erinnerung gar kein Gehör geben. Wie sie aber sahe daß nach der Vorschrift Frankreichs ein Friede müßte gemacht werden, und daß der Cardinal, ohngeachtet sie ihn nicht leiden konnte, dennoch allezeit das Haupt der Sachen dieses Königreichs bleiben würde: So sahe sie die Nothwendigkeit ein, sich diesem unangenehmen Vorschlag gefallen zu lassen, als das einzige Mittel, so das vorhergeschehene wieder gut machen und einige wahrscheinliche Absicht zuwege bringen könnte, den Cardinal ins künftige auf ihrer Seite zu behalten.

Es war zu der Zeit in **Italien** ein gewisser Marschall von **Frankreich**, ein Mann von tiefer Einsicht, und den die Intriguen des **Chauvelins** ziemlich mitgenommen hatten. Er hatte seine Intriguen mit dem spanischen Hofe lange vorher gemuthmasset. Und weil er ein grosses Vertrauen auf den Herrn **von V**** gesetzet hatte; so schrieb er ihm von dieser Sache. Der Ambassadeur bekam seinen Brief gleich zu der Zeit, da er darauf bedacht war, auf was für Art er das Geheimniß der Aufführung des **Chauvelins** dem französischen Hofe entdecken wollte. Er bedienete sich alsobald der beqvemen Gelegenheit, und weil er wußte daß der Marschall auf dem Wege nach Paris war; so fertigte er einen Courier dahin, mit einer Antwort auf seinem

Briefe

Briefe, ab, nebst einem Packet von den geheimen Briefen des **Chauvelins**, die an den Cardinal gerichtet waren. So bald der Marschall dieselbe bekommen hatte, richtete er das aus, was ihm aufgetragen war, da indessen der Herr **von V**** zu Madrid vorgab, seine grosse Büchse wäre ihm von seinem Waschmädgen gestolen, weil einige Juwelen darin gewesen wären. Diese Historie ward alsobald in allen Zeitungen durch ganz Europa gebracht.

Wie der Cardinal diese Briefe in seine Hände hatte: So glaubte er von dem Schicksale seines Mitbuhlers völlig Meister zu seyn. Doch wenn er an den Verstand dieses Mannes gedachte, und an sein Verständniß mit dem spanischen Hofe (denn bis dato war es noch nicht bekannt worden, daß ihn die Königinn verlassen hatte), imgleichen was es mit dem Hause **Bourbon** für einen Zusammenhang hätte: So zweifelte er, ob er ihn angreifen sollte oder nicht? Er wußte gar wohl, daß der König ihn alsobald verstossen würde, wenn er es nur verlangte. Weil er aber auch zugleich wohl wußte, daß eine sehr starke Parthey wider seine eigene Administration wäre gemacht worden, und daß **Chauvelin** derselben einen grossen Beystand leisten könnte: So fürchtete er sich, ihnen eine so schöne Gelegenheit zu geben, oder ihn so stark zu

reitzen. Mitten in diesen Gedanken empfieng er ein Schreiben von dem Herrn **Patinho**. In demselben entdeckte er ihn die Beschaffenheit der Correspondenz des **Chauvelins**, die Ursachen, warum ihre Majestät dieselbe so lange fortgesetzet hätten, welches nur in Ansehung dessen geschehen wäre, um diesem Minister zuvor zu kommen, daß er dem Kayser seine Dienste nicht anbieten sollte. Er beschloß mit starker Versicherung der Gewogenheit ihrer Majestät gegen den Cardinal, und mit einer genauen Abschrift aller gedachten Briefe. Dieses setzte das Gemüth des Cardinals in Ruhe. Er sahe den Siegelbewahrer nunmehro in dem Zustande, darin er ihn zu seyn wünschte, nämlich von dem spanischen Hofe ganz verlassen. Und im Falle er von dem Herzoge von **Bourbon** beschützet würde: So sahe er klar voraus, daß solches das alte Vorurtheil des spanischen Hofes wider diesen Prinzen wieder erwecken würde, eine Sache, woran er eben so stark als an **Chauvelins** Untergange Theil nahm.

Wie nun alles mit der größten Verschwiegenheit veranstaltet ward, um diese grosse Sache gut einzufädeln: So empfieng der Herr **Chauvelin** den 19. Febr. 1737 durch den Grafen **von Maurepas** einen Brief mit des Königes Siegel, darin ihm befohlen ward, die Siegel

gel diesem Edelmanne zu überliefern, sich nach seinem Hause zu **Groisbois** zu begeben und daselbst des Königs fernere Befehle zu erwarten. Der Siegelbewahrer gerieth in keine geringe Erstaunung über eine Sache, wovon er noch nicht das geringste gewußt hatte. Indessen überlieferte er doch die Siegel den Augenblick, und verlangte hierauf gar sehr mit dem Cardinale zu reden. Dies ward ihm aber abgeschlagen, und er mit einer Guarde nach **Groisbois** geschickt. Wie dieses zu Paris bekannt ward: So eileten alle Hofleute, dem Cardinal **Fleury** ihre Aufwartung zu machen. Denn ob ihnen gleich die Ursache der Ungnade des **Chauvelins** gar nicht bekannt war; Dennoch da er in Ungnade und noch dazu auf Antrieb des Cardinals in Ungnaden war; So war dieses ein neues Zeichen seiner vollkommenen Macht, und daher eine Sache, welche nach ihrer Meynung ihnen so zu reden mit lauter Stimme neue Zeichen der Ehrfurcht und des Eifers für den Cardinal abforderte.

So bald als der Graf **Maurepas** die Siegel dem Könige überbrachte: So übergab ihre Majestät dieselbe dem Herrn **Daguesseau**, dem Kanzler von Frankreich, oder gab sie demselben vielmehr wieder, wobey zugleich die Erklärung geschahe, daß das Amt eines Siegelbewahrers noch ferner mit der Kanzlerwürde sollte verknü-

verknüpfet seyn. Der König sandte gleichfalls einen Brief an das Parlament, darin er verlangte, daß sie das Vicekanzlers Patent, welches dem Herrn **Chauvelin** war ertheilet worden, ausstreichen mögten. Der Herr **Amelot von Chaillou**, welcher Oberaufseher über die Finanzen war, ward zum Staatssecretär und Minister der fremden Sachen bestimmet, und seine vorige Stelle ward dem Herrn **Orry von Fulvy**, dem Bruder des Generalcontroleurs, gegeben. Diese Veränderungen schienen in der Verwaltung der Staatsgeschäfte gleichfalls eine Art der Veränderung anzuzeigen. Der Cardinal hielt es daher für nöthig, alle auswärtige Minister zn benachrichtigen, seine Majestät hätte zwar für nöthig befunden in den Personen einige Veränderung zu machen, allein in Sachen würde solches nicht geschehen. Es würden dieselbe vielmehr nach den bisherigen Masregeln beständig verfahren. Er sähe daher gerne, daß allen ihren Höfen diese Erklärung bekannt gemacht würde. Recht um diese Zeit ließ er folgenden Brief bekannt machen, welchen er dem Herrn **Chauvelin** zu **Groisbois**, wenig Tage nach seiner Ungnade, zugeschrieben hatte, um jedermann vorher wider diesen Minister einzunehmen, zu gleicher Zeit aber sie zur Gunst gegen ihn selber vorzubereiten.

Der

Der Cardinal Fleury an den Herrn Chauvelin:

Beklagen sie sich nicht, daß ich des Königs Ungnade auf sie gebracht habe. Denn wenn sie ihre Aufführung betrachten: So werden sie leicht sehen, wie rechtmäßig dieselbe sie darin gestürzet hat. Der König hat sie mit seiner Gnade und Vertraulichkeit beehret. Die letztere haben sie dergestalt gemißbrauchet, daß sie auch so gar die Mittel unterbrochen haben, die seine Majestät den Frieden in Europa und die Ruhe seiner Unterthanen wieder herzustellen ergriffen hatte. Sie wissen mit was für einer Offenherzigkeit ich jederzeit mit ihnen gehandelt habe. Ungeachtet dessen sind sie mit mir auf eine Weise umgegangen, die sich im geringsten nicht rechtfertigen läßt. Gedenken sie daran, mein Herr, was ich ihnen bey der ersten Entdeckung gewisser Verständnisse sagte. Die Art, mit welcher ich zu ihnen redete, machte mir Hoffnung, sie würden das bisher begangene wieder verbessern, und dergleichen Händel ins künftige unterlassen. Hätte ich allein nur Ursache, mich über sie zu beklagen: So würde ich lange

nicht

nicht so empfindlich seyn. Allein die Wohlfahrt und Ruhe des Staats werden zu sehr hierin betroffen, und daher konnte ich nicht länger gleichgültig seyn. Sie haben den König, mein Herr, die Nation und sich selbst beleidiget. Dies sind harte Dinge ihnen zu sagen. Das Unglück aber ist, daß sie doch wahr sind. Der König begnügt sich doch indessen damit, daß er ihre Person von sich entfernet, ohne an ihre Güter die Hände zu legen. Wie wenig grosse Herren, die so rechtmäßige Ursachen haben, ungnädig zu werden, würden so, wie er, gehandelt haben? Bewundern sie die Gnade des Königes, lassen sie sich die begangenen Fehler leyd seyn, und erkennen, wie glücklich sie sind, ein Unterthan eines so edlen und gnädigen Herrn zu seyn. Leben sie wohl.

Wenig Tage darnach empfieng der Herr **Chauvelin** Befehl sich nach **Bourges** zu begeben, wo ihm dennoch erlaubet ward zu leben wie er wollte, und seine Gesellschaften nach seinem Gutbefinden zu erwählen. Dieses gab ihm, in Ansehung seiner großmüthigen Neigung und eines grossen Standes, Gelegenheit, sich ein grosses Ansehen zu machen, und die Zahl seiner

Freunde

Freunde zu erweitern. Man glaubte lange, seine Ungnade würde nur von kurzer Dauer seyn, und er würde bald wieder an den Hof gehen, und daselbst in eben so grossem Ansehen seyn als vorhin. Aber dies fiel ganz anders aus. Denn ohngeachtet aller Versuche, die da angestellet wurden, ihn mit dem Cardinal wieder auszusöhnen, oder den König zu den Gedanken zu bewegen, ihn wieder zurück zu bringen: So konnte es doch niemahls ausgerichtet werden, ob gleich der erste mit Empfindlichkeit und Mitleyden von ihm redete, und der König eben keinen grossen Widerwillen wider ihn spühren ließ. Er bleibet beständig in einerley Umständen, vom Hofe entfernet, seiner Bedienung beraubet, und wird als eine gefährliche Person angesehen. Dennoch aber lebet er in Ruhe und Ansehen. Er wird geschmeichelt, bewundert, und von vielen Personen vom ersten Range unterstützet, welche sich jederzeit schmeicheln, er werde einmahl wieder ein Minister werden.

Die Aufführung des Cardinals in dieser Sache hat viele Gedanken verursachet. Einige tadeln ihn, daß er nicht grössere Strenge gebraucht, andere loben hingegen sein edles Verfahren und seine Großmuth. Und im Grunde ist vielleicht keiner von beyden recht dran. Hätte seine Eminenz es für dienlich gehalten, den Herrn

Chau-

Chauvelin zu verfolgen: So würden in dem gerichtlichen Laufe einer solchen Sache viele Dinge zum Vorscheine gekommen seyn, welche dem Hofe mehr Unruhe würden verursachet haben, als das Verbrechen selbst. Ein solches Verfahren ließ sich also nicht gar wohl erwählen. Und dennoch konnte man ohne einen ordentlichen Proceß ihn an seinen Stand und seine Güter nicht kommen. An der andern Seite schränkte das Nachsehen, womit man den Herrn Chauvelin begegnete, denselben mehr ein, als die größte Strenge würde gethan haben. Denn so lange er noch Hoffnung hatte, war es nicht wahrscheinlich, daß er bittere Ausdrückungen von sich würde hören lassen, welches er aber gewiß würde gethan haben, wenn er durch eine üble Begegnung wäre gezwungen, und durch Verzweifelung gequälet worden.

Das Urtheil, das der Cardinal in dieser Sache fällete, war also ein wohlgetroffenes, und die Wirkung desselben hat ihm auch diesen Schein gegeben. Der Herr Chauvelin schrieb eine lange Vertheidigung seiner Aufführung, und gab dieselbe öffentlich heraus, worin der König und der Cardinal mit gleicher Ehrfurcht begegnet werden, und er leget die ganze Schuld seines Unglücks auf die Bosheit seiner Feinde. Weil der Herr Chauvelin ein so geschickter und

scharf-

scharfsichtiger Mann war: So war er schon lange zuvor überzeuget, daß der Cardinal Nachricht von dieser Sache hatte, und daß die Ruhe und Geduld, die er bewies, die gewissen Wirkungen einer kalten und unabzuwendenden Rache wären. Wie er dieses fand: So veränderte er seine Aufführung. Allein da war es zu späte. Viele Dinge waren vergessen. Viele konnten nicht bewiesen werden, und mußte man sie ansehen, als wenn sie aus Zorn und Widerwillen geschähen. Solchergestalt ward man gewahr, daß unser Staatsmann mehr vom **Mazarin**, als von **Richelieu** besaß, und daß er fähig wäre sich auf die Unkosten, dennoch aber ohne den gänzlichen Untergang anderer zu erhalten. Ausser diesem allen aber brachte der spanische Hof von dem Cardinale ein Versprechen zu wege, daß man gelinde mit dem Herrn **Chauvelin** verfahren sollte. Sein Fleiß, seine Hurtigkeit, seine geschickte Aufführung brachte ihre catholische Majestät dahin, daß sie so wenig geneigt war seinen gänzlichen Untergang zu sehen, als ihn beständig im Ministerio zu lassen, und zwar auf die Art, wie er sich desselben bedienet hatte. Dieses waren die Ursachen, welche den Cardinal bewogen, so viele Gelindigkeit an den in Ungnaden gefallenen Siegelbewahrer zu erweisen. Und der Leser wird nunmehro einsehen, daß sich

bey diesen Ursachen mehr Furcht, Verstellung und Eigennutz, als wahrhaftige Liebe zur Gerechtigkeit finde. Dies ist eine Wahrheit, und die Wahrheit muß gesagt werden. Minister werden gar zu sehr von ihren Creaturen geschmeichelt: Leute aber, die niemanden unterworfen sind, müssen ohne Verstellung schreiben.

Einer von den Grundsätzen der Staatsklugheit des Cardinals war, bey allen Begebenheiten, der eifrigen Unterstützung der Geistlichkeit versichert zu seyn, wiewohl er dieses zu erhalten, öfters genöthiget ward zu härtere Mittel seine Zuflucht zu nehmen, als wozu ihn seine Neigung trieb, insonderheit wie es schien, daß es durch die Verfolgung des **Jansenismi** vielmehr befördert als gehindert würde. Dem ohngeachtet aber fuhr der Cardinal fort, wie er angefangen hatte, und obgleich er nicht alle das Feuer einer seiner Vorgänger hatte: So that er doch genug das Parlament unruhig zu machen, und solche Verwirrung dieser Sache wegen zu erregen, die mit der Gelindigkeit seiner Verwaltung in andern Sachen nicht gar wohl übereinzustimmen schiene. Die Sache des Abts **Paris** und die **Convulsionisten** gaben ihm neue Verwirrung, und des Herrn von **Montgeron**, eines Parlamentsraths zu Paris, Aufführung in dieser Sache, ist ein Umstand, welcher

cher verdienet erwähnet zu werden. Denn dieses ist eine Sache, die an und vor sich selbst sehr ausserordentlich ist, und zu gleicher Zeit zeiget, was für eine unumschränkte Macht er über eine Person ausübte, welche ihre Pflicht sollte angetrieben haben, ihm zu gehorchen.

Der Herr **Montgeron** war damahls fünfzig Jahre und darüber, von lebhaftem Witze, angenehm in Gesellschaften, und ein Mann, so überall in Ehre und Ansehen stand. Er war von einem Manne erzogen worden, dem die classischen Schriftsteller bekannter, als die Bibel waren, und der deshalben mehr für seinen Wachsthum in den schönen Wissenschaften, als für sein Zunehmen in der Religion sorgte. Wie er zu Geschäften gezogen ward, und mit der grossen Welt umzugehen begunnte: So begab er sich auf die breite Strasse und schlug keine Art der Wollust aus. In einer solchen Lebensart erstickte er viele Jahre alle Empfindungen der Andacht, und indem er ohne Nachdenken lebte: So zog er sich eine Art eines Vorurtheils wider die Religion zu. Der Ueberfall einer Krankheit weckte ihn aus seiner Schlafsucht. Er fieng an ein wenig nachzudenken, und ergab sich nach der Gewohnheit des Landes einem geistlichen Wegweiser. Die Reden desselben hatten eine ganz wunderliche Wirkung. An stat dem Herrn von

Montgeron richtige Grundsätze beyzubringen, oder die seinigen, so wie man es erwartet hatte, in Richtigkeit zu bringen: So bekam er dadurch einen solchen Widerwillen gegen die Offenbarung, daß er anfänglich ein Deist, nachgehends aber eine Art eines Spinosisten nach seinem eigenen Lehrgebäude ward. In einer solchen Gemuthsbeschaffenheit war er, als man von der Sache des Abts Paris erst zu reden anfieng. Jedermann weiß, daß sich dieser Abt der berüchtigten Constitution Unigenitus herzhaft widersetzt hat, und daß die Jansenisten, weil er in dieser Meynung gestorben, vorgeben, daß eine Menge von Wundern durch ihn und bey seinem Grabe geschehen seyn. Man kann leicht erachten, wie dergleichen Erzählung von einer Person, die des Herrn Montgerons Grundsätze hatte, seyen aufgenommen worden. Weil er aber ein Mann von grosser Aufrichtigkeit und Mäßigung war, und von dieser Sache sich häufig mit Leuten, die Verstand besassen, ob sie gleich verschiedener Meynung waren, unterredete: So fieng er zuletzt an, dieser Sache ernsthafter nachzudenken, und entschloß sich allmählig, ein jedes Ding von Grund aus zu untersuchen.

Den 7. September 1731 gieng er nach dem Kirchhofe, wo der Abt Paris begraben lag.

lag. Wie er nun daselbst eine Menge Leute vor dem Grabe auf ihren Knieen liegend fand: So ward er in einem Augenblicke auf eine solche Art gerühret, davon er selbst keine Ursache angeben konnte. Er warf sich selbst unter den übrigen auf die Knie, bedeckte sein Gesicht mit der Hand, und ohngeachtet der Unbequemlichkeit des Orts, der Kälte der Nacht, und des grossen Gedränges vom Volke, das ihn beständig drückte, blieb er vier ganzer Stunden in dieser Stellung sitzen. In dieser Zeit stellte sich seinem Gemüthe eine ganze Reise solcher Gedanken dar, die die Wahrheit der christlichen Religion bewiesen. Und er stund nicht allein als ein zur christlichen Religion Bekehrter, sondern auch als ein vollkommener Heiliger auf. Diese wunderbare Veränderung der Grundsätze eines Mannes von seinem Range machten ein grosses Aufsehen, insonderheit als man sahe, daß dieses nicht nur eine Veränderung war, die bloß in seinen Meinungen gewirket worden; sondern eine solche Verwandelung seiner Gedanken, die alle seine Handlungen regierete, und die ihm in ganz genauem und eigentlichem Verstande zu einem neuen Menschen machte. Im Jahre 1732 ward er mit seinen Brüdern, den Parlamentsräthen von Paris, verjaget, und unten an das auvergnische Gebürge verwiesen. Hier fassete er den Entschluß,

eine genaue Nachricht von den Wunderwerken des Abts **Paris** heraus zu geben, und sie dem Könige vorzulegen. Um dieses ins Werk zu setzen, opferte er seine Zeit, seine Güter, seine Ruhe und seine Freyheit auf. Er fieng mit Fasten, Beten und reichlichem Allmosengeben an, beobachtete mit allem Fleisse die Pflichten seines Amtes, entzog sich, so viel als möglich war, allem Umgange der Welt, und arbeitete mit dem größten Fleiß, das Werk zu vollenden das er angefangen hatte.

Endlich brachte er dieses sein so beliebtes Werk zum Stande, welches zu einem starken Bande in Quart angewachsen war. Der Titel davon war: Die Wahrheit der Wunderwerke, die vermittelst des Herrn von **Paris** geschehen sind, wider den Erzbischof von **Sens** bewiesen. Den Anfang desselbigen macht eine ehrfurchtsvolle Zueignungsschrift an den König, worinnen in der That viele kützliche Punkte mit sehr grosser Klugheit und Geschicklichkeit berühret sind. Diese Zueignungsschrift war mit seiner eigenen Hand unterschrieben. Hierauf folgt die Geschichte seiner Bekehrung, worin er seine Fehler mit einer wundernswürdigen Aufrichtigkeit gestehet. Alsdenn kommen neue Erzählungen von eben so viel Wunderwerken, die an kranken Leuten verrichtet sind, deren jegliches durch gegrün-

dete

dete Zeugnisse unterstützet wird. Dies Werk war, ausser dem Bildnisse des Abts **Paris**, vor dem Anfange des Buches noch mit zwanzig feinen Kupfertafeln gezieret. Er ließ 6000 Exemplare auf seine eigene Unkosten davon abdrucken. Und wie er nun so weit zum Stande gekommen war: So brachte er durch seine Ueberredung eine gewisse Anzahl der frömmsten Leute zusammen, und hielt sie eine ganze Woche lang in seinem Hause, um für den glücklichen Fortgang seines Vorhabens zu beten.

Den 20. Julius kam der Herr von **Montgeron** in seinem obrigkeitlichen Kleide nach **Versailles**, und stellete sich daselbst seiner Majestät über der Tafel dar. Wie der König aufstund und in ein Nebenzimmer gehen wollte: So kam er hervor, übergab seiner Majestät in der demüthigsten Stellung sein Buch, und redete ihn also an: **Sire**, der brennende Eifer, den ich eurer Majestät zu dienen, habe, hat mich genöthiget dies Buch zu verfertigen, um manche Wahrheiten zu entdecken, die ihrer Majestät verborgen sind; da es doch zu Dero Vortheil gereichet, daß sie ihnen bekannt gemacht werden, indem dadurch Anschläge geoffenbaret sind, die man heimlich zum Nachtheile Dero königlichen Ansehens schmiedet. Ich weiß, **Sire**, daß mein gegenwärtiges Verfahren mir

den Haß dererjenigen zuziehen werde, die alle ihre Kräfte anwenden ihre Majestät zu hindern, daß sie nicht zu wissen bekommen was vorgehet, wovon die Proben in diesem Buche enthalten sind. Dem ohngeachtet aber habe ich kein Bedenken getragen, mich ihrer äusserſten Rache bloß zu stellen, wie ich sahe daß ein solches Verfahren zu ihrer Majestät Diensten und der Beförderung der wahren Religion nöthig war. Der König schien über eine so unerwartete Begebenheit sehr bestürzet zu seyn. Dem ohngeachtet hörten ihre Majestät doch alles gar aufmerksam an, was der Herr von **Montgeron** zu sagen hatte, und wie er ausgeredet hatte, so empfieng er sein Buch mit grosser Freundlichkeit, gab es alsobald dem Herzoge von **Villeroi**, dem Capitain über seine Leibwache, und gieng darauf in sein Cabinet, ohne Zweifel aus der Absicht, es anzusehen.

Der Cardinal **Fleury** war nicht zugegen wie das Buch übergeben ward. Er folgete aber seiner Majestät in ihr Zimmer, als er hörete, daß er von der Tafel aufgestanden, und brachte den berühmen Herrn **Herault** mit, der damahls Generalpoliceylieutenant war, welcher den Tag eben zu **Versailles** war. So bald sie hinein kamen rief der König ihnen entgegen, Herr Cardinal, eine unbekannte Person hat mir

heute

heute ein Buch gebracht. Haben ihre Majestät es angenommen, sagte hierauf der Cardinal, in einem ernsthaften Tone. Ja, sagte der König, aber ich habe es noch nicht geöfnet. Hier ist es. So bald als der Herr **Herault** die Augen darauf geworfen hatte, so rief er aus: Die Wunder des Abts **Paris**. Ich habe diesen Morgen 5000 Stück davon an mich gebracht, es ist von dem Herrn **Montgeron** geschrieben, und ich bin zu dem Ende nach **Versailles** gekommen, eurer Eminenz diese Sache bekannt zu machen. Der Cardinal, welcher nicht zweifelte, der Verfasser davon würde nicht weit seyn, befahl, daß er alsobald sollte beym Kopfe genommen werden. Wiewohl wie genau man auch nach ihm suchte: So ward er doch nicht gefunden. Es ist gewiß, daß er die Sache ganz wundernswürdig und mit sehr grosser Geschicklichkeit ausgerichtet; Denn so bald er sich des Königs Gegenwart entzogen hatte, verließ er **Versailles**, und gieng nach St. **Cloud**, woselbst er ein Buch dem Herzoge von **Orleans** übergab. Von da gieng er nach **Paris** und gab ein Exemplar dem Oberpräsidenten, das andere dem Herrn **Gilbert de Voisins**, Generaladvocaten, und das dritte dem Herrn **Jolly von Fleury**. Hierauf gieng er nach seinem eigenen Hause, welches er um 2 Uhr des Mor-

gens von einer Wache umgeben fand, wovon der Officier, der sie commandirete, drohete die Thüren zu erbrechen. Der Herr **Montgeron** befahl daß sie herein gelassen würden. Und wie sie ihm einen Brief mit des Königs Siegel brachten, des Inhalts, daß er alsobald in die Bastille sollte geführet werden, so küssete er den Brief mit aller Ehrfurcht und übergab sich ihnen selbst.

So bald dieses geschehen war, bezeigte das Parlament seine Unruhe durch eine feyerliche Deputation von zwey und zwanzig Räthen und sieben Präsidenten, welche sich den 2. August zu **Versailles** vor den König stellten. Der erste Präsident gab seiner Majestät zu verstehen, es gienge ihnen sehr nahe, daß sie sehen müßten, daß ein Mitglied von ihrem Cörper auf eine so ausserordentliche Weise ein Vorwurf der Ungnade seiner Majestät geworden wäre. Wenn der Herr von **Montgeron** einiges Verbrechens schuldig wäre: so verlangten sie, daß seine Majestät denselben in ihre Hände gäben, damit er gehöriger Massen, nachdem er es verdienet, könnte gestrafet werden. Zu gleicher Zeit ersuchte er seine Majestät, diejenigen Freyheiten nicht zu kränken, die sie mit Prinzen vom Geblüte gemein hätten. Der König antwortete, er hätte es so für gut befunden, den Herrn von **Montgeron** wegen eines Anfalles auf seine Person

Person zu strafen. Und wenn er es für gut halten würde, die Sache noch weiter zu treiben: so würde er seine Meynung dem Parlamente mittheilen. Nicht lange darnach ward dieser Rath freygelassen, da er versprochen hatte, nicht mehr von den Wundern des Abts **Paris** zu schreiben, und Befehl bekommen, sich in ein Kloster zu begeben, bis man seiner Majestät ferneren Willen erfahren würde. Diese Sache war nun solcher Gestalt zwar öffentlich zum Ende, sie verursachte doch aber bey Privatpersonen verschiedene Gedanken. Denn hieraus erhellete gar zu augenscheinlich, daß keine Sache, wenn sie auch noch so wichtig wäre, anders, als durch den Cardinal zu des Königes Augen oder Ohren könnte gebracht werden. Dieses verursachte ein grosses Mißvergnügen, vor allen wie sichs anließ, daß auch das Parlament für seiner Eminenz Rache nicht sicher wäre; und kurz zu sagen, daß er in Frankreich eine unumschränktere Macht ausübte, als jemals von einem der morgenländischen Monarchen ist gerühmet worden.

Unser Staatsmann war gar zu weise und gar zu wohl abgerichtet, daß er dieses alles nicht hätte verstehen sollen. Er fieng daher bey sich selbst an zu überlegen, welchen er wählen sollte, um den Verlust des Herrn **Chauvelin** zu ersetzen, und sich von den Beschwerlichkeiten eines Dien-

stes

stes zu erleichtern, welcher so wohl mit Mühe, als mit Neyder beladen war. Er brauchte einige Zeit ehe er sich entschliessen konnte sich einen Gehülfen zu erwählen, der nach der Beschaffenheit der Dinge auch sein Nachfolger seyn mußte. Ehe also ein solcher konnte gefunden werden; so entschloß er sich, sich theils auf den Herrn **Amelot** zu verlassen, welchem er alle Handlungen mit fremden Ministern anvertrauete, wenn er entweder beschäftiget war, oder sich nicht wohl befand. Die Gedanken seiner Eminenz waren voritzo mit dem Werke eines allgemeinen Friedens beschäftiget. Er hatte schon allen Partheyen die Bedingungen vorgeschrieben. Er merkte aber gar wohl, daß dieses der Macht der Waffen seines Herrn mehr Ehre bringen würde, als der Weisheit oder Gerechtigkeit des Verfahrens seines Ministers. Er hatte das edle Herzogthum Lothringen an sich gebracht, dieses aber ward von allen Mächten mit scheelen Augen angesehen, die Alliirten von Frankreich nicht ausgenommen. Wenn wir diese Erwerbung bey Seite setzen: so hat dieser Krieg und dieser Frieden nichts grosses oder ruhmwürdiges zuwege gebracht, so gar selbst nach der Meynung der Franzosen. Die Sache und so gar die Person des Königs **Stanislaus** war verlassen worden, und was das Mittel anbetrifft, daß er für einen

recht-

rechtmäßigen König von Polen erkannt und hernach wieder abgesetzet ward, so diente dieses nur zu zeigen, daß die Alliirten von Frankreich die Creaturen dieses Reichs wären, denn was hätte sonst Frankreich für einen Anspruch auf ein Aequivalent für den Verlust eines Königes von Polen; an der andern Seite aber, daß auch die rechtmäßigsten Titel die französische Treue nicht länger binden konnten, als bis sie wohl bezahlet würden dieselben zu verlassen. Der Kayser sahe sich gezwungen eine sehr böse Sache so gut zu machen, als möglich wäre, und er that solches mit einer Absicht, seine Nachkommenschaft geruhig zu machen, wie auch einen vesten und wohlgegründeten Frieden unter den catholischen Mächten aufzurichten, von welchen er Versprechungen hatte, es mogten auch noch so wunderliche Dinge erfolgen, als jemahls von dem wienerischen Tractate konnten erwartet werden. Spanien und Sardinien wurden mit vieler Schwierigkeit dahin gebracht diesen Frieden mit einzugehen. Das erstere unter einer Versprechung, daß alle seine Absichten in einem darauf folgenden Entwurfe sollten in Betrachtung gezogen werden. Und dem letztern ward verstattet, sich in eine Protestation wegen des Anspruches auf ein gewisses Gebiete einzulassen, wodurch die französische Treue, weil es nicht war

erhalten

erhalten worden, einen so bösen Namen bekam, als jemahls der Vater dieses Königes in Ansehung der kayserlischen Versprechungen gehabt hatte. Nachdem also fast eben so viel Zeit mit dieser Handlung, als mit dem Kriege war zugebracht worden: so ward der Tractat, der den Ausschlag geben sollte, endlich zu Versailles den 21. April 1737 von dem Fürsten von **Lichtenstein**, dem Herrn **Amelot**, und dem Marquis **de la Mina** unterzeichnet, nachdem der König von **Sardinien** demselben zuvor durch ein Instrument beygetreten war, welcher den 3. Februar desselben Jahres durch seinen Minister, den Herrn **de Solara**, war unterzeichnet worden.

Ich will nichts von dem Briefe des Königs an den Erzbischof von **Paris**, wegen dieses Friedensschlusses und der grossen Solennität, sagen, womit solcher zu Paris öffentlich kund gethan ward. Denn ich kann diese prächtigen Ceremonien, die nur angestellet wurden, um den Kayser einzuschläfern, mit der Aufrichtigkeit und Redlichkeit nicht zusammen reimen, deren sich ein gewisses Volk so sehr rühmte, weil in demselben Augenblicke, da man solcher Gestalt verfuhr, der Cardinal an einer Heyrath zwischen einer französischen Prinzeßin und dem Infanten **Don Philipp** arbeitete, deren Aufrichtung den

ganzen

ganzen Tractat wieder zernichten mußte. Die Heyrath gieng nicht lange hernach vor sich, und die junge Prinzeßin ward nach Spanien geschickt, als ein Pfand, daß der König und der Cardinal alle Wünsche ihrer catholischen Majestät erfüllen wollten.

Um diese Zeit merkte man, daß seine Eminenz den Platz, welchen der Hr. **Chauvelin** bisher in seiner Vertraulichkeit gehabt hatte, wiederum besetzt hätte, und daß solches durch den Herrn **Tencin**, Erzbischof von **Embrun**, geschehen wäre. Er war derjenige, der den neuen Entwurf machte, welcher Frankreich und Europa so viele Unruhe verursachet hat. Es ist daher nothwendig etwas von ihm zu sagen, und weil ich unpartheiisch bin, so will ich mich auch bemühen alle Vorurtheile zu vermeiden. Der Abt **Tencin** erschien in der Welt mit allen Vortheilen, die eine hohe Geburt und ein grosser Anhang nur immer verschaffen konnten. Zu gleicher Zeit aber wurden diese Vortheile durch seine unordentliche Sitten überwogen, indem er geneigt war alles zu unternehmen, was seine Leidenschaften nur vergnügen konnte, worunter der Ehrgeitz nicht die geringste war. Er hatte sich als Minister viele Jahre am römischen Hofe aufgehalten. Und obgleich die Italiäner in Ansehung der Sittenlehre nicht die gewissenhaftesten sind; so hatte

doch

doch allda die Meynung, die sie von seinem Gemüthe hatten, die Gerechtigkeit so sie seinem Verstande wiederfahren liessen sehr verringert. Kurz, sie hielten ihn für sehr geschickt, aber nicht für gar zu ehrlich. Wir haben schon bemerket, daß der Cardinal, wenn er geschickte Leute fand, sie gar bald in öffentlichen Angelegenheiten brauchte. Hieraus siehet man zugleich die Ursache, warum er den Abt **Tencin** beybehielt, welcher anfänglich so wenig in seiner Gewogenheit war, daß sich auch der Cardinal, wie er durch seine Intriguen des **Chevaliers** Ernennung zu einem Hute erlanget hatte, dawider setzte. Wie er nachgehends seine Ungunst überwunden, und sich auf gewisse Art in seine Gewogenheit eingedrungen habe, ist kein grosses Geheimniß in der Welt. Als Erzbischof von **Embrun** that er dem Hofe und dem Cardinale einen ganz besondern Dienst in der Sache des Bischofs von **Senez**, den er in einem bestochenen Concilio verdammete, welches ein so grosses Gerüchte in der Welt gab, und so viele schändliche Folgen nach sich zog. Von dieser Zeit an ward er jederzeit als einer der vornehmsten Rathgeber in Kirchensachen angesehen, und almählig fand man auch an seinen Einsichten in Staatssachen einen Geschmack. Um ihn ein desto grösseres Ansehen zu geben, und die Flecken, welche

welche diese Intriguen an seinem Stande gelassen, auszulöschen oder vielmehr zu bedecken: So ward es für gut befunden, die Gunst, welche ihm der **Chevalier** vorher zugedacht hatte, anzunehmen. Es ward ihm also von Rom im Anfange dieses Jahres ein Hut gesendet, welchen er von den Händen seiner christlichen Majestät den 4. Merz empfing, als er folgende ausserordentliche Rede hielt, welche ein ewiges Andenken verdienet:

Sire, den Cardinalshut habe ich einem grossen Prinzen zu danken, welcher alles der Religion wegen aufgeopfert hat. Ich empfange itzo die Kleinodien dieser Würde von den Händen Eurer Majestät, welche gleichfalls der Religion willen alles thut. Ich kenne die Pflichten denen ich anitzt unterworfen bin gar wohl, und nichts wird meine Bemühungen dieselben auszuüben unterbrechen.

Den 28. May ward er zu dieser hohen Würde in der Cathedralkirche zu **Embrun** eingeweihet, und von der Zeit an, als des Cardinals **Fleury** Gehülfe angesehen.

Der Einfluß dieses neuen Rathgebers zeigte sich gar bald in einigem heftigen Verfahren wi-

der die **Jansenisten**, insonderheit wider die Nonnen im Kloster der Bergs **Calvaria**, welche mit ganz besonderer Schärfe begegnet ward. Bald hernach bekam auch die Universität zu **Paris** einen derben Verweis, und ob sich dieselbe gleich unter dem Schutze des Parlaments in Sicherheit setzen wollte: so war doch solches von gar keiner Wirkung, ausgenommen daß es einige Zeichen des königlichen Unwillens wider das Parlament selbst nach sich zog. Denn obgleich der Cardinal jederzeit mit grosser Zärtlichkeit und Liebe von dem Volke redete: So konnte man doch aus seiner Art zu reden deutlich sehen, daß er die Geringern verstünde, und daß seine Zuneigung nur eine Art eines Mitleidens wäre. Denn was die Freyheiten des Parlaments anbetraf, oder was sonsten nur abzielete, entweder die bürgerlichen oder geistlichen Rechte in Sicherheit zu setzen, davon war er, obgleich kein so hitziger, dennoch ein so gewisser Feind, als jemahls einer der alleruneingeschränktesten Minister gewesen ist. Sein Eifer für die Constitution **Unigenitus**, kam weder aus einem Aberglauben, noch aus einem Eifer für den Pabst; sondern vielmehr aus einer Begierde her, die königliche Macht auszubreiten und den Vorzug derselben in allen Stücken zu unterstützen. In derselbigen Absicht brachte er einen andern Ent-

wurf,

wurf in Ansehung des Eigenthums zum Stande. Es befanden sich in Frankreich viele die ewige Renten huben, wovon der Fond aus denen öffentlichen Einkünften bezahlet war. Dieses eingerissene Uebel sahen Se. Eminenz mit Unwillen an, und entschlossen sich, die Natur dieser Einkünfte zu ändern, welche nicht wohl mit seiner unumschränkten Monarchie bestehen könnten; und sie glaubten daß dieses nur Vorrechte wären welche denen Prinzen zukämen. Kurz, er führte sein Vorhaben durch die beyden bekannten Leib- und Renten-Lottereyen 1735 und 1739 aus.

Es scheinet vielleicht wunderlich, daß ein so schlechter Streich, als dieser, seine Würkung haben und ein Volk dahin bringen soll, an stat eines dauerhaften Vermögens ein höchstungewisses zu erwählen. Das Wunder wird sich aber verlieren, wenn wir sehen, daß eine Nation, die in der That arm, und in Gedanken reich ist, die Wahrheit gerne vor denenjenigen verbirget, die mit ihr zu einer Zeit leben, der Nachkommenschaft aber dieselbe bloß stellet. In solchem Falle werden Leute sich ihren Erben allezeit vorziehen, und es für ein Glück halten, wenn sie sich etwas erwerben können, womit sie bey ihren Lebzeiten im Ueberflusse leben mögen, obgleich sie ihren Kindern nichts, als eine unerträgliche Armuth hinterlassen, die ihnen eben

deßwegen unerträglich wird, weil sie auf eine Art sind erzogen worden, die ihrem gegenwärtigen Schicksale ganz entgegen ist. Wenn es aber sollte untersuchet werden, warum der Cardinal, da er doch selbst nicht wollüstig war, denen die es waren, zu gefallen solcher Gestalt verfahren sey: So ist die Antwort leichte: Er wollte dem Könige freye Hände machen, daß wenn er sich in einen Krieg einliesse, er im Stande seyn mögte von neuem zu borgen.

Die spanischen Sachen verursachten unserm Staatsmanne mehr Unruhe, als die französischen. Diese Krone hatte sich mit Großbrittannien wegen der westindischen Handlung in einen Streit verwickelt, in Ansehung dessen **Frankreich** dem Hofe zu **Madrid** allezeit geheime Versicherungen gegeben hatte, ihn zu unterstützen, wenn etwann seine Gewißheit in diesem Stücke wanken sollte. Die Ursache war, daß Se. Eminenz allmählig diesen Canal in französischen Händen leiten wollte, damit die Schätze **Indiens** allein in dem Besitze des Hauses von **Bourbon** bleiben mögten. Dieser Entwurf, welchen ihm ohne Zweifel, wie auch sonsten jederzeit, jemand angegeben hatte, in dessen Einsicht er ein grosses Vertrauen setzte, war ganz und gar nicht gut gegründet. Die Wahrheit zu sagen, obgleich die Sache einen sehr gu-

ten

ten Schein hatte: so war sie doch an und für sich selbst unmöglich. Es war daher ein Glück für Frankreich, daß der Cardinal nicht auf einen Krieg verfiel, wie er willens war, um die spanischen Forderungen zu unterstützen. Er schickte daher 1739 auf eine geheimnißvolle Weise eine ansehnliche Macht nach **Westindien**, die Ordres aber waren so abgefasset, daß der Herr **D'Antin** es für das Sicherste hielt, ohne etwas ausgerichtet zu haben, wieder umzukehren, wofür er gewiß schlechten Dank würde bekommen haben, wenn die Sachen vor dieser Zeit nicht eine andere Gestalt gewonnen hätte, und der Cardinal wäre genöthiget worden seine Gedanken anders worauf zu richten.

Es ist wahr, einige Verbindlichkeit die er noch mit einem gewissen Ministerio hatte, gab ihm Gelegenheit aus diesem verwegenen Handel sehr gut heraus zu kommen. Denn hätte diese Macht die **englische** würklich angegriffen: so würde sie, allem Ansehen nach, dieselbe so sehr erbittert haben, daß sie das ganze Gebäude ihrer Staatsabsichten würden über einen Haufen geworfen haben. Und wenn sie ihre Kräfte zur See mit solcher Hitze angewendet hätten, als sie wohl zuweilen gezeiget haben: so mögten sie das Haus **Bourbon** vielleicht sehr gedemüthiget, und den europäischen Sachen ein ganz

anderes Ansehen gegeben haben. Dieses sahe der Herr **Tencin** gar wohl ein, so, daß er auch dem Cardinal rieth, sich auch bey den allerreitzendesten Umständen ganz geruhig zu verhalten, und viel lieber dem grossen Entwurfe, der damahls gemacht ward, zu trauen, als einer Vereinigung mit Spanien wider Großbrittannien, welche gewiß solche Angriffe würde verursachet haben, denen die vereinigten Mächten nicht hätten widerstehen können. Seine Eminenz gab dieser Vorstellung auch Gehör, aber auf eine so ungeschickte Weise, daß alle Welt sahe, wie er nur eine ohnmächtige Rachbegierde bey sich unterhielte.

Des Cardinals neuer Gehülfe ergriff diese Gelegenheit, ihm mit grosser Geschicklichkeit zu zeigen, daß alle seine Anschläge bisher auf einem sehr schlechten Grunde wären gebauet gewesen, und daß er sich seines grossen Ruhms, den er sich in der Welt erworben hätte, und seines persönlichen Ansehens bey den meisten Mächten in Europa zu Nutze machen sollte, um sie zu einem allgemeinen Entwurfe zu verbinden, welcher ihnen allen, unter Frankreichs Aufführung, besondere Vortheile versprechen könnte. Dieses würde ihn zuerst fähig machen, alles was er wollte auszurichten, und hiernächst auch den Seemächten zuvor zu kommen, welche einzig und

allein

allein Frankreich beständig abgehalten, solche Bündnisse zum Stande zu bringen, als sie in vergangenen Zeiten gethan hatten, wodurch sie alle grosse Anschläge **Ludwigs** des 14ten zu nichte gemacht, ohngeachtet er den Beystand der größten Minister gehabt hätte, deren sich ein Regent jemals rühmen können. Um ihn desto eher zu dieser Art zu handeln zu bewegen: so erinnerte er ihn alles seines vorigen Verfahrens, und zwar mit solcher scheinbaren Uneigennützigkeit, die bey dem Cardinale ein völliges Vertrauen auf alle Versprechungen würkte, die er ihm zu thun nur immer für bequem hielt, derer Vollziehung doch aber immer seinem Willen anheim gestellet blieb, und solchen Erklärungen unterworfen war, die er ihn zu geben für dienlich hielte. Zu gleicher Zeit gieng er alle Schwierigkeiten und verdrießliche Umstände gewisser Höfe durch, und überzeugte seine Eminenz, wenn er auf eine geschickte Weise die Absichten gewisser grossen Herren, und die Leidenschaften ihrer Minister beobachten würde: so würde es gar leicht seyn, einen allgemeinen Einfluß zu erlangen, und dadurch würde er nach seinem eigenen Gutdünken Friedensbedingungen vorzuschreiben im Stande seyn, oder wenn solches zum Besten Frankreichs vortheilhafter seyn würde, in was für einer Gegend von Europa er nun

wollte, einen Krieg anzuzünden, ohne verbunden zu seyn sich an der einen oder der andern Seite zu erklären, oder zum wenigsten ein Principal zu werden, wovon seine Eminenz aus der Erfahrung wußten, daß solches eine Last wäre, welche Frankreich in seinen gegenwärtigen Umständen nicht ertragen konnte. Die ersten Wirkungen dieses schönen Unterrichts zeigten sich in der Vermittelung eines Friedens zwischen dem Kayser und den Türken, und dem gefälligen Bezeugen gegen den schwedischen Hof, in welchen beyden Dingen der Erfolg die Hoffnung, so man sich davon gemacht hatte, weit übertraf. Daß also der Cardinal von dieser Zeit an ein ganz neuer Mann ward, und sich für fähig hielte, nicht allein die Sachen eines grossen Monarchen zu führen; sondern gleichwie ein anderer **Atlas**, die Vorsicht ihrer Last zu entledigen, und bey Gelegenheit die ganze Welt auf seine Schultern zu nehmen. So bald die auswärtigen Minister dieses merkten: so fiengen sie gar bald an sich auf alle Weise einzuschmeicheln; insonderheit der Herr v. H**, welcher die Sache bisweilen so weit trieb, daß er, nach dem Urtheile derer, die dabey zugegen waren, seiner Eminenz bis aufs Lächerliche schmeichelte, wodurch er zwar seine Gunst erhielt, doch ohne dabey selbst

ein

ein grosses Ansehen zu erlangen, oder seinem Vaterlande einen würklichen Dienst zu leisten.

Der Tod des Kayſers **Carl** des 6ten, welcher im Jahr 1740, den 20. October erfolgte, öffnete dem Cardinal **Fleury** eine schöne Bahn, der sich alsobald entschloß diese Gelegenheit zu ergreiffen, seines Herrn und seinen Einfluß in die Staaten von Europa vest zu setzen. Es ist gewiß, daß Frankreich in dem letzten Tractate die pragmatische Sanction auf die feyerlichste Weise garantiret hat, die sich mit Worten nur ausdrucken läßt, und sich sogar verbunden dieselbe mit aller seiner Macht wider alle Ansprüche zu unterstützen. Allein nach dem neuen Entwurfe konnte dieses alles durch eine Erklärung aufgehoben werden, und solches konnte den beyden Cardinälen, wenn sie ihre Köpfe zusammen anstrecken wollten, nicht fehlen. Anfänglich aber ward es für dienlich gehalten, die Königin von **Ungarn** und **Böhmen** für rechtmäßig zu erkennen, und den Ministern der Seemächten zu wissen zu thun, daß seine allerchristlichste Majestät seine Guarantie ganz gewissenhaft vollziehen wollte, damit um so viel sicherer Anstalten konnten gemacht werden, dieselbe zu vernichten und umzustossen. Die französischen Ministri an allen deutschen Höfen hatten Befehl dieselbe Sprache zu führen, um so gut als sie nur im-

mer konnten, von den Ansprüchen, die auf die österreichische Folge gemacht wurden, Nachricht zu erhalten. Wie diese Kunstgriffe viele von ihnen dahin gebracht hatten, sich zu erklären: so verbanden sie die französischen Minister, mit einander umzugehen. Und nachdem sie ihnen sehr geschickt zu verstehen gegeben hatten, daß die Bärenhaut nunmehro sollte getheilet werden: so wollte ein jedweder unter ihnen einen Antheil daran haben, und alle insgesammt kamen darin überein, Frankreich zu Hülfe zu rufen. Der Vorwand, womit man diese Aufführung zu beschönigen suchte, bestand darin: Der letzte Tractat wäre nicht verbindlich, weil er vom Reiche nicht wäre gut geheissen worden, welches doch aber auf weiter nichts als solche Dinge in dem Tractate gehen konnte, die das Reich betraffen. Seine allerchristlichste Majestät hätte in der Guarantie der pragmatischen Sanction die Absicht, des Kayfers Familie beförderlich zu seyn, ohne das Recht einer andern Person zu beeinträchtigen. Doch da die Guarantie ausdrücklich saget, daß der Erbe, der durch die pragmatische Sanction vorgeschrieben worden, wider alle Ansprüche von Frankreich soll vertheidiget werden: so scheinet dieses ausdrücklich das Gegentheil in sich zu halten. Wenigstens sollte man gedenken, die Guarantie der pragmatischen

San-

Sanction würde alle Absichten derselben zuwider zu handeln ausschliessen, und daß, weil Frankreich die Königin von Ungarn unter dieser Guarantie erkannte, sie daraus nicht hätte schliessen sollen, daß Frankreich die Absicht hätte, sie vom Throne zu stürzen. Dieser Tractat könnte auf keine Weise die Verbindungen, die mit andern Prinzen längst vorher eingegangen worden, aufheben, insonderheit mit dem Churfürsten von **Bayern**. Wo noch einige Logik bey diesem Vorwande gilt: so sollte sie beweisen, daß, wenn Frankreich solche Verbindungen mit dem Churfürsten von **Bayern** eingegangen wäre, welche wider die Guarantie der pragmatischen Sanction zu streiten schienen, solche Guarantie hätte sollen ausgeschlagen werden.

Alles dieses und noch mehr ward wider des Cardinals Entwurf im Rathe getrieben, ausser demjenigen, was noch von einem grossen Prinzen angeboten worden, wie die Sache genauer untersuchet war, und die grossen Vortheile, welche Frankreich dadurch gewinnen würde, in Erwegung gezogen wurden. Seine Hoheit hielte sich verbunden, in einem Punkte der so wichtig war, und die Ehre des Königes, nebst dem Besten des Landes so sehr betraf, seine Meynung frey zu entdecken. Ich besitze so wenig „ Beredtsamkeit, sagte er, daß ich meine Ver- „

„ wunde-

„wunderung nicht genugsam ausdrücken kan, da
„ich höre, daß Leute zu Unterstützung eines so
„bösen Dinges so gut reden. Doch aller ihrer
„schönen Reden ungeachtet, muß man mir doch
„erlauben zu sagen, daß, indem sie so von der
„Wahrheit abgehen, wie sie würklich thun, sie
„nicht vermeiden können sich selbst sehr oft zu
„widersprechen. Sie sagen es fehle dem letzten
„Tractate an einer solchen Gültigkeit, wodurch
„er verbindlich und rechtmäßig könne gemacht
„werden. Und doch ist dieses der Tractat,
„durch welchen wir Lothringen besitzen, es ist
„dieses der Tractat, dessen sie sich so sehr rüh-
„meten, von welchem sie den König verbunden
„haben, zu sagen, daß er so anständig und vor-
„theilhaftig wäre, und wegen dessen Schlusses
„wir solche Freudenbezeigungen angestellet und
„GOtt öffentlich gedanket haben. Er ist also
„gut gewesen und noch gut, in Ansehung dessen,
„was wir dadurch besitzen. Und wenn wir die
„Pflichten, wozu er uns verbindet, nicht hal-
„ten: so haben wir die Freyheit uns allerley
„Einwendungen zu bedienen. Wir werden aber
„niemahls fähig seyn, entweder die Vorsicht
„zu betriegen, oder die Welt irre zu machen.
„Ist die pragmatische Sanction einer dritten
„Person nachtheilig gewesen, wo ist denn diese
„dritte Person? Ist es der König von **Spanien**?

Ist

Ist es der Churfürst von **Bayern**? Ist es der „
König von **Polen**? Denn wir halten itzo alle „
ihre Ansprüche, wo einige unter ihnen Recht „
haben, gegen einander, so wohl als gegen den „
Anspruch dieser Prinzeßin, welcher Frankreichs „
Treue zu ihrer Sicherheit versprochen worden, „
in Ansehung der Vortheile die wir itzt besitzen. „
Aber wir handeln, sagt ihr, nach Tractaten. „
Nach was für Tractaten, ich bitte euch? Sind „
einige unter denselben klärer oder deutlicher, „
denn dieser letztere? Sind sie es aber nicht, „
warum werden sie denn vorgezogen? Es ist „
wahr, die Fürsten von Deutschland halten „
es itzo mit uns, allein der erste Streich eines „
Unglücks wird ihnen zu erkennen geben, „
daß sie wider ihre Treue, und ihren Nutzen „
handeln. Wir wissen, wie sehr uns der letzte „
allgemeine Krieg herunter gebracht hat, und „
in was für eine Verachtung die französische „
Treue gerathen ist. Wir müssen also darauf „
bedacht seyn, unser Gewicht und unsere Ehre „
wieder zu ersetzen, und die Gedanken fahren „
lassen, auf Absichten zu verfallen, dabey es „
uns in der That an Vermögen gebricht sie aus- „
zuführen, und die nur zu unserer Schande ge- „
reichen würden, wenn wir es auch thun könn- „
ten. Wir haben wider ein Frauenzimmer und „
ein Kind zu streiten, allein sowohl das Frauen- „

„ zimmer

„zimmer als auch das Kind haben einen Be-
„schützer, welcher sich sonderlich den GOtt der
„Waffen nennet. Ich wünsche, daß ich ein
„falscher Prophet seyn möge, wenn ich sage,
„das Ende dieser Sache werde darauf hinaus
„lauffen, daß wir das Frauenzimmer und das
„Kind zu solch einer Macht erheben, die uns
„dermahleinst eben so fürchterlich scheinen wird,
„als wir ihnen anitzo sind.

Diese Vorstellung nebst andern gleicher Art rührte den Cardinal Fleury gar sehr, und aller Wahrscheinlichkeit nach würde er in diesem gefährlichen Vorhaben kaum weiter gegangen seyn, wenn der Zutritt eines gewissen grossen Prinzen in Deutschland zu den französischen Bundesgenossen ihn nicht auf eine gewisse Art angetrieben hätte, fortzufahren. Seine Vertrauten, denn er hatte nunmehre zween, den einen davon haben wir oft genennet, der andere war ein Soldat und ein Staatsmann, dessen Geschicklichkeit nur durch die grossen Begriffe, die er davon hatte, vergrössert wurden, diese beyde nöthigten seine Eminenz fortzufahren, als zu einer Sache, die leichter wäre, als zurück zu treten. Sie gaben ihm zu verstehen, durch den Beystand ihres neuen Bundesgenossen würden sie gar leicht ihren alten Kayser machen können, welches sie auf gewisse Art von einem guten Fort-

gange

gange versichern würde, weil dadurch alles dasjenige, was sie im Kriege erlanget hätten, einen Schein des Rechten bekommen würde. Insonderheit hielten sie sich dabey auf, daß es ohnmöglich wäre, daß er dem spanischen Hofe auf eine andere Art ein Genügen leisten könnte, als wenn er diesen Entwurf zur Würklichkeit brächte. Dadurch würde **Don Philipp** in der That in Italien bestätiget werden, weil die kayserliche Hoheit auf diejenige Familie kommen würde, welche bisher so sehr dadurch wäre beschützet worden. Endlich um ihm alle seine Zweifel zu benehmen: so boten seine Gehülfen sich an, ihm die ganze Mühe abzunehmen. Der Priester nahm was Italien, und der Soldat, was Deutschland betraf, über sich, daß also der Cardinal nur allein ihr Begehren zu erfüllen, und zur Vergeltung alle Ehre von ihren Unternehmungen einzuerndten hatte. Er willigte endlich darein, doch mit schwerem Herzen. Und dieses ist der wahrhaftige Schlüssel zu dem erbärmlichen Briefe, welchen er an den Hn. **Königsegg** schrieb, wie er vor Prag lag, in welchem Briefe er sich bemühet ihn zu bereden, er sey nicht der Urheber des Krieges wider die Königin. Er wollte mit Fleiß alle Last auf den Fürsten schieben, der ihn würklich angefangen hatte.

Kaum

Kaum hatte er die Ausführung dieses Entwurfes angetreten, so merkte er, daß es weit schlimmer für Frankreich wäre, einen Bundesgenossen, als einen Principal abzugeben, indem er verbunden war, nicht nur ihre; sondern auch der Alliirten Trouppen zu bezahlen, und zwar in einem fremden Lande, von welchem das Geld durch ordentlichen Umsatz niemahls wieder zurück kam; sondern sogar die Völker selbst in denen Ländern blieben, wohin sie ihr böser Stern und Unglück geschicket hatte. Er fand gleichfalls, daß die Anfoderungen um Leute und Geld geschwinder kamen und sich höher belieffen, als sie nach seiner Rechnung, die er gemacht hatte, kommen sollten. Und das Königreich, welches sich von dem letzten Kriege kaum erholet hatte, verlohr bey diesen fast allen Muth und alle Geduld, zumahl da es schien, daß der grosse Zwischenhändler, der zu **Münnich**, **Dresden** und **Frankfurt** eine solche Figur machte, zu **Berlin** nichts auszurichten vermogte, und in der That zu **Prag** eingeschlossen ward, wie man hoffte daß er auf den Bastionen zu **Wien** mit den Ministern der Königin in **Ungarn** sich unterreden würde.

Eben die Gründe, womit seine Günstlinge ihm in Deutschland einen guten Erfolg versprochen hatten, schlugen zu der Vernichtigung dieses

ses Unternehmens hinaus. Hätten alle Verbundene auf einmahl sich regen wollen: so hätte man kaum einsehen können, wie die Königin sich hätte vertheidigen wollen. Allein ihre Munterkeit und Vorsicht, in Ansehung der ersten Handlung ihrer Regierung, ersetzte alles, was ihr an Macht fehlete. Hierzu kam der langwierige Krieg in **Schlesien**, der ihr Zeit gab sich wieder zu erholen, und von allen Gegenden her Völker zusammen zu ziehen. Dieses gab den Sachen ein neues Ansehen, und hinderte sie an der Verzweifelung, daß sogar **Böhmen** verlohren und **Wien** in Gefahr war. Die Vorsicht, die französischen Völker zusammen zu halten, und das Commando derselben keinem fremden Prinzen anzuvertrauen, verhinderte das Vertrauen, welches die Seele einer Allianz ist, und gab zu einer ganz besondern Sache Gelegenheit, die Frankreich gar bald aller seiner Deutschen Bundesgenossen, ausser einen, beraubten, der aber auch um sein Gebiet kam. Solcher Gestalt liefen die Sachen an dieser Seite gar übel ab, Mannschaft, Geld und Ehre wurden auf einmahl verloren.

Der französische **Machiavell** in Italien erfuhr fast eben ein so übles Schicksal. Der Prinz, welchen er auf seine Seite zu bringen versprochen hatte, verwarf sein Anerbieten mit

Verachtung; derjenige aber, so auf seine Seite gebracht ward, verlohr sein Land und seine Völker, ehe sie denen, so sie an sich gebracht hatten, nützen konnten. Es ist wahr, die **Spanier** funden einen Weg, der auch wunderbar genug war, eine Armee nach Italien hinüber zu bringen. Es geschahe solches aber unter solchen Umständen, daß der erfahrenste General von der Welt nichts mehr thun konnte, als sie für eine gänzliche Niederlage zu bewahren. Und wenn man nur betrachtet, daß es ihm an Ansehen, Geld, Artillerie und Bundesgenossen gefehlet; so muß man sich wundern, daß es noch in seiner Macht gestanden, solches zu thun. Es war vergeblich den Cardinal zu bereden, gleichfalls eine Armee dahin zu schicken. Er konnte diesen Vorschlag nicht mit Geduld anhören, seine Vorsicht in diesem Stücke machte Spanien ganz verzweifelnd. Und weil es einsahe, daß eine Armee in Italien mehr war, als es erhalten konnte: so ward es gezwungen, eine andere dahin zu schicken, die der französischen Provinz zu einer solchen Last gereichte, als wenn sie einen Einfall erlitten hätte. Da fieng es unserm alten Staatsmann an zu gereuen, daß er seinen friedfertigen Charakter verlassen hätte. Da sahe er die Thorheit ein, ein Unternehmen anzufangen, so von keiner menschlichen Macht kan ins Werk gesetzet

werden.

werden. Da wünschte er sich zurücke ziehen zu können, und er würde es auch gethan haben, wenn nicht diejenigen, die ihn in solche schwierige Umstände gesetzt hatten, es nöthig gefunden hätten, daß er seine Stelle behielte, damit sie sich unter seinem Ansehen beschützen mögten. Er versuchte umsonst, seine alte Art zu verfahren wieder hervor zu suchen. Es war nunmehro eben so wenig in seiner Macht zu betriegen, als zu erobern. Und an stat die grössesten Männer von **Europa**, als Ambassadeurs am französischen Hofe zu sehen: so fand er sich genöthiget nur mit Sekretären zu handeln, und denselbigen noch so gar zu schmeicheln, damit er nicht gänzlich ohne Hoffnung mögte gelassen werden.

Aus diesem Kriege erhellete, wie schädlich die ungebundene Macht eines einzigen Ministers, auch so gar der mächtigsten Nation sey. So wie die Kriegesbedienungen durch Eigennutz und List, an stat der Verdienste, waren erhalten worden: so war auch die Kriegeszucht dieser Armee gänzlich versäumet, wo nicht gar mit Vorsatze zu Grunde gerichtet. Die französischen Hülfsvölker marschirten nach Deutschland, nicht anders, als wenn sie wären ausgeschickt worden, sich in einiger Provinz dieses weiten Landes zu setzen, nicht aber einem von dessen Prinzen beyzustehen. Ihre überflüßige Equipage,

nebst der Last ihrer Bagage, setzte zwar die Deutschen in Erstaunen, doch nicht in ein solches, daß von einer Furcht hervor gebracht wird. Was die königlichen ungarischen Husaren anbetrifft: so brachten dieselbigen ihren alten Grundsatz gar wohl an, **daß nemlich diejenigen, so viel zu verlieren haben, selten grosse Lust zu fechten haben.** Der Eifer, welchen alle grossen Familien bezeuget hatten, ihren Anverwandten Bedienungen bey der Armee zu verschaffen, veränderte sich nunmehro gänzlich, und alle Bekannten die der Cardinal unter dem Frauenzimmer hatte, plagten ihn mit nichts so sehr als Beurlaubungen und Abschieden. Mitten in dieser Verwirrung sahe er dasjenige, was er niemahls vorhin einsehen wollte, nämlich, wie nöthig es wäre, Kriegsleute mit in den königlichen Rath zu bringen. Er sahe aber mit keiner geringen Empfindung ein, wenn er sie mit Gewalt hinein brächte: so würden sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, alle wider ihn seyn. Man hat nicht Ursache sich zu wundern, daß eine solche Last von Sorgen, nebst der Bürde seines Amtes und seines hohen Alters eine ausserordentliche Wirkung auf die Gemüthsbeschaffenheit unsers Staatsmannes gehabt. Dieses zeigte sich zuerst in der Veränderung seiner sonst allezeit gleichen Gemüthsbeschaffenheit, in einer ungewohn-

gewohnten Schärfe, die er in seinen Antworten zeigte, und in einer besondern Liebe zur Einsamkeit, welches eine Sache war, daraus er sich vorhin nichts gemacht hatte. Dem ohngeachtet aber war er doch bey solcher Beschaffenheit glücklicher, als die meisten Minister sind. Das Ansehen, worin er bey seinem Herrn stand, nahm im geringsten nicht ab, und er behielt seinen Einfluß in seine Creaturen bis auf das Letzte. Das erste entstand aus einer Gewohnheit und einer eingewurzelten Meynung von der Weisheit des Cardinals, welches die Ehrfurcht für ihn um so viel merklicher vermehrte, je nöthiger weise Anschläge zu seyn schienen. Das andere rührte aus seiner würklichen Ueberzeugung von ihrer eigenen Schwachheit her, wie auch aus einem Verlangen unter des Cardinals Namen Anschläge zu geben, welche sie sich scheueten unter ihrem eigenen Namen zu ertheilen. Ohngeachtet aller dieser Hülfe: so nahmen doch die Geister des alten Mannes täglich ab. Er verlohr alle seine Munterkeit vor den Augen aller derer, die gewohnt waren ihm zu schmeicheln, und die Last seiner Grösse fieng nunmehro zusehends an ihn zu unterdrücken. Seine ohnmächtigen Zufälle kamen häufiger als vorhin, und obgleich sie nicht so lange dauerten: so griffen sie ihn doch mehr an. Bey allem diesem aber konnte er doch

keinen vesten Entschluß fassen, eine Stelle fahren zu lassen, wozu er doch nicht länger geschickt war. Er erduldete vielmehr mit einer merklichen Gefälligkeit die Bemühung seines Herrn und seiner Freunde, ihn in seinem Platze zu behalten, da doch die Natur so deutlich, ja ich mögte sagen so freundlich, ihre Absicht merken ließ, ihn abzusetzen.

Endlich als der Cardinal **Tencin** von Rom geschickt ward, erwartete ein jeder, daß er sein Amt völlig niederlegen würde. Ob aber eben damahls dieser Mann noch einigen Geschmack an der Macht behalten, oder ob der neue Minister es für bequemer gehalten, noch einige Zeit unter seinem Schatten zu verfahren, das läßt sich nicht vollkommen ausmachen. Dies ist aber gewiß, daß der Cardinal **Fleury** noch immer Premierminister war, und den meisten Staatsministern mit dem Cardinal **Tencin** zu conferiren Befehle ertheilete, wozu sie aber nicht sonderlich geneigt waren. Die Aufführung dieses letzten Ministers, wie er nur noch Agent des französischen Hofes zu **Rom** war, und die häufigen Intriguen, die er daselbst angesponnen, um für den **Du Bois** einen Hut zu erhalten und allen andern Absichten des Regenten zu statten zu kommen, sind Dinge, die so neu sind, daß man nicht nöthig hat ihrer zu erwehnen.

Und

Und da der Abt **Tencin** einmahl das Unglück hatte, in der Ungnade eines Cardinals zu seyn: so funden sich Leute genug die ihm Uebels wünschten, und zwar aus solchen Gründen, die sich nicht widerlegen liessen: Dem ohngeachtet behielt doch der Cardinal **Fleury** die Oberhand, und brachte die meisten kleinern Minister dahin, seinem muthmaßlichen Nachfolger Ehrerbietigkeit zu bezeigen. Er hatte dieses kaum ins Werk gesetzet, da ihm seine grosse Schwachheit zwang auf Ruhe bedacht zu seyn, weßwegen er von dem Könige Erlaubniß begehrte einen Monat lang unbeunruhiget zu **Issy** zu bleiben. Dieses ward ihm unter einer gewissen Bedingung zugegeben; Und seine Eminenz unterredeten sich nur zweymahl in der Woche mit dem Staats- oder Kriegssecretär. Der letzte von diesen, der Herr **de Bretuel**, bekam einen Anstoß vom Schlage, als er von dem Cardinal kam, woran er auch starb. Die Empfindung, so der Cardinal hierüber gehabt, soll, wie sich einige einbilden, sein Ende beschleuniget haben.

Da wir also mit seinem Ministerio fertig sind: so laßt uns ihm ein wenig in seinem Privatleben folgen, worin er einen freundlichen Charakter gehabt hat, indem er sein Ministerium hauptsächlich durch seine Leutseligkeit, Freundlichkeit und Gutherzigkeit unterstützet, welches aus allen

seinen Handlungen hervor leuchtete und ihm die Menge seiner Freunde zu Wege gebracht, erhalten und vermehret hat. In seinen jungen Jahren befliß er sich auf die Grundsätze und Sitten des Hofes. Seine Galanterien, wovon die schöne Abtißin de H**s eine Wirkung ist, waren unter einem anständigen Bezeigen und allen äusserlichen Zeichen einer ordentlichen Aufführung verdeckt. Dieses war die Gewohnheit der Zeiten **Ludwig** des 14ten. Diesem fehlete es zwar niemahls an Maitressen, und sein Hof war mit seinen natürlichen Kindern angefüllet, und doch hielt er auf nichts so sehr, als den Ruhm ein gewissenhafter Fürst zu seyn. Allein der Cardinal war damit alleine nicht zufrieden, daß er sich überhaupt gut mit dem Frauenzimmer stand; sondern er bemühete sich insonderheit bey denen wohl angeschrieben zu seyn, die mit dem Hofe eine Verbindung hatten. Und hierin hatte er ein wunderwürdiges Glück, indem er ihnen alle kleine Gefälligkeiten erzeigte, die in seiner Macht stunden, ohne eine Vergeltung dafür zu verlangen. Seine Demuth trug sehr vieles bey, ihm eine allgemeine Hochachtung zu erwerben. Seine Beständigkeit bevestigte seine Privatfreundschaften, und sein geruhiges Gemüthe nebst seiner Mäßigung beschützten ihn größtentheils für die Hofintriguen.

Zu

Zu Hause führte er eine ganz ordentliche und vertrauliche Lebensart, gegen seine Hausgenossen bezeigte er sich als einen freundlichen Vater, seine Freunde bewillkommte er auf das liebreichste, und man konnte jederzeit gar leicht vor ihm kommen. Diese Eigenschaften behielt er auch in seinem Ministerio, und wer ihn ausser seinen öffentlichen Beschäftigungen sahe, mußte nothwendig an seine Freyheit im Umgange, und daß er den grossen Mann so ganz bey Seite setzte, einen besondern Gefallen haben. Das merkwürdigste aber an seinem ganzen Charakter war die besondere Glückseligkeit, die er darin besaß, daß er eines jedweden Gaben und Gemüthsbeschaffenheit so gut unterscheiden konnte, worauf er sich so glücklich legte, daß alle fremde Minister glaubten, sie stünden ganz besonders in seiner Gunst, und daß alle Männer, die Ehrenstellen besassen, sich schmeichelten, Gehör bey ihm zu finden. Dem ohngeachtet aber merkten doch die meisten unter ihnen zu seiner Zeit, daß sie betrogen wären, und daß die Vertraulichkeit seiner Eminenz keine besondere Folgen hätte. Dieses sahe endlich alle Welt ein, da gewisse Minister ihr Ansehen zu Hause verlohren, indem sie sich unterstanden hatten, alles mit dem Cardinal anzufangen, und doch nicht das Geringste ausrichten konnten. Hiervon, wiewohl es ganz un-

nöthig ist, könnten verschiedene Exempel angeführet werden. Warum sollte ich aber auf die Unkosten des Charakters andrer Leute dem Leser um seine Zeit bringen, da sein eigen Gedächtniß, wo ihm diese Sachen bekannt sind, ihm Proben genug an die Hand geben wird.

Seine Glückseligkeit bestand hauptsächlich darin, daß er Geduld hatte auf Gelegenheit zu warten, und Geschicklichkeit sich derselben zu bedienen. Er wuchs so zu sagen ganz natürlich in die Höhe, ohne sich Mühe darum zu geben. Der Herr **Villeroy** hielt ihn für geschickt, des Königs Lehrmeister zu seyn, und er behielt die Gunst dieses Fürsten in dem höchsten Grade, indem er die Gemüthsbeschaffenheit desselben nicht etwa nach seiner eigenen bildete; sondern derselbigen auf eine geschickte Art nachgab, und sie dergestalt lenkete, daß weder eine Mannsperson noch auch ein Frauenzimmer ihn aus dem Vertrauen setzen konnte, welches der König zu ihm trug. Und weil sie nichts von dieser Art versuchten: so waren sie sicher, daß auch er nichts thun würde, was sie beeinträchtigen könnte, denn seine Neigungen waren allezeit, oder schienen wenigstens den Neigungen des Königes ähnlich zu seyn. Er war dem **Du Bois** sehr nützlich, ohne im geringsten seine Creatur zu seyn, und lebte mit dem Regenten selbst auf solchem Fusse, daß ohne seine

Hoch-

Hochachtung oder Gunst zu haben, er allezeit mit Ehrerbietung begegnet ward, und niemahls ein öffentliches Zeugniß seines Unwillens erhielte. Gleichwie er Klugheit genug besaß, um nicht in die Ungnade des Herrn **Villeroy** mit verwickelt zu werden: so brachte er des Marschalls Zurückberufung zu Wege, so bald als der Herzog von **Bourbon** Premierminister ward, wodurch auf einmahl alles Andenken ausgelöschet ward, daß er vorhin den Mantel nach dem Winde gehangen. Dieses sind in der That nur schlechte Umstände, es sind aber doch auch solche Umstände, die den Geist dieses Mannes bezeichnen, und die da zeigen, wie er bey allen Gelegenheiten seiner selbst mächtig gewesen. Seine Aufführung in Ansehung der Geistlichkeit kam ihm auch gar sehr zu statten. Er stellte sich jederzeit für ihren Vortheil zu seyn, und dadurch machte er sie der Krone dienstbar. Dieses setzte ihn in den Stand, so hart mit dem Parlamente zu verfahren, als er bey verschiedenen Vorfällen that. Und indem er sie insgesamt angrif, und dennoch eine grosse Ehrerbietigkeit und Höflichkeikeit gegen verschiedene einzelne Personen unter ihnen beybehielte: so erhielt er sich zugleich in einem ungemein guten Verständnisse selbst, mit einigen unter den Gliedern dieser hohen Gesellschaft, welche, obgleich sie glaubten, daß er sich in seinem Verfahren als

ein

ein Minister geirret hätte, dennoch beständig eine Hochachtung für seine Person beybehielten.

Es ist ein gemeines und auch ein wahres Sprichwort: Daß alle Menschen, ja auch sogar die besten ihre Fehler haben. Auch der Cardinal hatte ohne allen Zweifel die seinigen, wiewohl man gestehen muß, daß sein gelassenes Gemüth, nebst dem Mangel geschwinder und heftiger Leidenschaften vieles beygetragen haben, dieselbigen zu verbergen. Er mogte sich sehr gerne etwas zu gute thun, und obgleich er nicht zu viel trank, so überschritt er doch zuweilen im Essen die Masse. Dies verursachte ihm Durchläufe, und lief endlich auf die Ohnmachten hinaus, die ihm schon viele Jahre vor seinem Ende beschwereten. Er war fähig, Vorurtheile wider besondere Personen zu unterhalten, welche er besser als ein Hofmann, denn als ein Priester verbergen konnte. Denn er pflegte gemeiniglich alle gute Eigenschaften eines Menschen, der ihm nicht gefiel, zu erzählen, alsdenn aber auch zu erkennen zu geben, wie hoch er seine Schwachheiten empfünde, welche er gleichfalls mit sehr lebhaften Farben abzumahlen wußte. Und dieses war das Zeichen, das er seinen Creaturen gab, einen solchen Mann allen Gesellschaften auf eine gleiche Art vorzustellen, wiewohl sich in dergleichen Urtheilen nicht eben allemahl die größte Billigkeit zeigte.

zeigte. Er war ein grosser Liebhaber von kleinen Histörchen und der Privatgeschichte. Daher kam es daß er die Frauenzimmergesellschaften sehr liebte, und seinen Bedienten grosse Freyheiten gab. Durch dieses Mittel war er sein eigener Spion, und hörte manche Dinge, wovon man kaum glauben sollte, daß sie zu eines solchen Mannes Wissenschaft gelangen könnten. Wiewohl an der andern Seite setzte ihn dieses oft in Gefahr, betrogen zu werden, und es ist kein Zweifel, daß er durch eine solche Art von Nachrichten eben so oft sey betrogen worden, als hinter die Wahrheit gekommen. Die Freyheit, womit er zum **Berjac** redete, und die Freyheit, womit dieser Diener wieder zu ihm sprach, verursachte, daß diesem Bedienten auf eine solche Art geschmeichelt ward, die seinem Herrn nicht viel Ehre gabe. Er hatte seine Anhänger so wohl, als der Cardinal, und unter denselben sahe man oft Personen von eben so grossem Ansehen, als bey dem Cardinale. Dieses zeiget die Beschaffenheit eines Hofes. Denn wo einem Minister auf eine knechtische Weise geschmeichelt wird, weil er bey seinem Herrn ein geneigtes Gehör hat: Da ist es kein grosses Wunder, daß Leute in einem noch tiefern Grad der Niedrigkeit versinken, indem sie machen, daß auch den Günstlingen des Ministers geschmeichelt wird, in was

für

für einem niedrigen Range sie sich auch immer befinden mögen. Vielleicht aber war der größte Fehler des Cardinals, seine Macht so, wie seinen Herrn, zu vergrössern, und zu machen, daß alle die, so eine Begierde hatten empor zu steigen, sich bücken und ihm verbunden seyn mussten. Dieses hatte, wie es denn nicht anders seyn kan, sehr schlimme Wirkungen auf das Volk. Es trug vieles dazu bey, demselbigen schlechte Begriffe von demjenigen zu machen, dem sie doch, ihrer Pflicht gemäß, Ehrfurcht bezeigen sollten. Zu gleicher Zeit wurden auch dadurch dergleichen Leute vom Hofe und von Verwaltung der Staatsgeschäfte abgehalten, die an dem ersten die beste Figur machen, und die letzten mit dem glücklichsten Erfolg handhaben konnten. Leute von guter Geschicklichkeit haben gemeiniglich hohe Geister, und obgleich sie den Gehorsam, so ihrem Prinzen zukommt, zu leisten wissen, und auch sehr bereitwillig dazu sind: So haben sie doch selten diejenige Art von einer Geschmeidigkeit, die sie einem Premierminister gefällig machen kan. Die Minister selbst sehen dies gar wohl ein. Der Cardinal **Mazarin** und seine verstorbene Eminenz riethen auch aus dieser Ursache, wie das Schauspiel vorbey war, und sie sich genöthiget funden, die Schaubühne zu verlassen, ihren Herren, daß

sie

sie ihre Unterthanen niemahls die Rolle sollten spielen lassen, die sie gehabt hätten. Sie führten sich in diesem Stücke in der That als gute Rathgeber auf. Das war aber ein wenig wunderlich, daß sie einen so nöthigen Rath so lange bey sich behielten, daß sie ihn nicht eher, als mit ihrem letzten Othem, von sich gaben, sie mögen denn geglaubet haben, daß dieser Rath eben dadurch einen desto tiefern Eindruck haben würde.

Nichts erhob den Charakter seiner Eminenz mehr in den Augen der Welt, als daß er sich so gar wenig Mühe, seine Familie zu befördern, gab. Doch dem ohngeachtet wollten ihn einige Leute hierin einer Verstellung beschuldigen, als sein Nepote zum Herzoge erhoben ward. Allein in diesem Stücke thaten sie ihm würklich zuviel. Dieses war eine Grundregel, die er jederzeit beybehielte. Und daß er in diesem Stücke aufrichtig gewesen, davon findet sich ein starker Beweisgrund darinnen, daß sein Glück niemahls die Beschaffenheit gehabt hat, daß es seiner Familie hat können mitgetheilet werden. Er war weder geitzig noch verschwenderisch. Er mogte gerne nach seiner Weise gut leben. Er hatte keinen Begrif vom Schätzesammlen, noch andern dasjenige zu lassen, wovon er glaubte, daß er ein Recht dazu hätte, sich dessen selbst zu bedienen.

nen. Als ein Geistlicher genoß er seiner Einkünfte. Und was er davon übrig hatte, das wandte er nicht auf seine Familie, sondern auf die Armen, welchen es eigentlich zukam. Was an der andern Seite dasjenige anbetraf, was er von seinen öffentlichen Ehrenstellen einnahm: So glaubte er, daß das Geld dem Volke zugehörte, und glaubte, ein geistlicher hätte nicht das Recht, sich von demselbigen für sich ein eigenes Capital zu häuffen. Dies war wahrhaftig eine billige und großmüthige Art zu denken, und das einzige Mittel, wodurch die Layen wieder unter die Herrschaft der Geistlichkeit können gebracht werden. Allein der Cardinal trieb diese Sache noch weiter, und er trieb es hierin vielleicht fast gar zu weit. Er widersetzte sich der Vorziehung seiner Angehörigen mit aller Aufrichtigkeit, auch so gar wenn ihre eigenen würklichen Verdienste für sie hätten reden können, wenn sie ihm auch nicht das geringste angegangen wären. Und wie er in diesem Stücke auf einem unrechten Wege war: so hatte der König würklich Recht, daß er dieser seiner Gemüthsbeschaffenheit zum Nachtheile unschuldiger und verdienter Personen nicht die Oberhand ließ. Der Cardinal zeigte die Aufrichtigkeit seines Gemüthes in diesem Stücke noch in seinem letzten Willen, worin er der Herzogin von Fleury

weiter

weiter nichts, als sein Bildniß, seinen beyden Nepoten aber ein sehr kleines Vermögen, welches er hinterließ, bestimmete. Er ließ ihnen freylich in der That eine weit bessere Erbschaft nach, nemlich die Dankbarkeit eines gnädigen Herrn, und es kann indessen auch sein größter Feind dieses nicht für tadelnswürdig achten. Sein Exempel hierinnen ist etwas ganz besonders, und das Einzige was dabey zu befürchten, ist dieses, daß es wenige Nachfolger finden werde.

Nach allem diesem, was bisher gesagt worden ist, wird es niemanden Wunder nehmen, daß dieser grosse Mann kaum ein eignes Haus gehabt. Seine Zimmer zu **Versailles** waren zwar groß und prächtig eingerichtet; allein sie waren ihm von dem Könige gegeben, und er war gar zu ehrlich mit Gütern, die ihm nur geliehen waren, sich ein Gewissen zu machen. Bey seinem Aufenthalte zu Issy kam ihm seine Wohnung nicht höher, als einer Privatperson zu stehen, und alles, was er daselbst hatte, sein Silbergeschirr und seine Bibliotheck ausgenommen, war nicht über 6000 Livres werth.

Die letzte Zeit, die der Cardinal bey Hofe war, war der 5. Jenner des Jahres 1743, als er seiner Majestät und der königlichen Familie zum neuen Jahre Glück wünschte, und bey einer

ner grossen Rathsversammlung mit zugegen war, die an dem Tage gehalten ward. Seine Eminenz bemühete sich seine Gemüthskräfte so lange, als möglich war, beyzubehalten, und redete mit jedweden, den er sahe, sehr gnädig. Allein eben zu derselbigen Zeit merkte er, daß er nicht lange mehr zu leben hätte. Er ließ sich hierüber gegen den Grafen **Maurepas** heraus, der ihm zum neuen Jahre Glück wünschte. **Sie werden**, versetzte der Cardinal, **keine Gelegenheit haben, diesen Wunsch wieder an mich ergehen zu lassen. Seyn sie aber versichert, mein Herr, daß ich ihnen dergleichen sehr viele wünsche, sowohl um ihrer selbst, als auch um des Königreichs willen. Ich wünsche von ganzem Herzen, wenn GOTT ihnen dereinst einen Nachfolger geben wird, daß seine Geschicklichkeiten den ihrigen beykommen mögen.** Er sagte etwas dergleichen zu einem andern grossen Manne, und erkundigte sich sehr geneigt nach der Familie des Herrn von **Bretuil**. Als er wieder zurück nach **Issy** kam: so klagte er über eine ungewohnte Müdigkeit, und dennoch ließ er sichs mit allem Fleisse angelegen seyn, seine Papieren in Ordnung zu bringen, ohngeachtet ihn einige seiner Bedienten baten, sich

nicht

nicht zu sehr abzumatten, welchen er antwortete, es würde solches nicht lange währen.

Einen oder zween Tage darnach befand er sich schlimmer, und sein Arzt, welcher allezeit um ihn war, sahe gar leicht ein, daß sein Ende nicht ferne wäre, welches näher war, als sich der Cardinal selbst vorstellte; denn er glaubte, er würde es noch wohl einige Monathe aushalten. Sein Magen ward schwach, die Unordnung in seinem Eingeweide stellte sich wieder ein, und er hatte verschiedene Ohnmachten. Wie dieses am Hofe bekannt ward, so bezeugte der König eine grosse Empfindung darüber, und ließ sich alsobald seinen Entschluß merken, daß er willens wäre ihn zu besuchen, welches er während seiner Krankheit oft that, und bisweilen eine ganze Stunde mit ihm zubrachte. Die Königin besuchte ihn gleichfalls zweymahl. Auch der Dauphin kam, sich nach seiner Gesundheit zu erkundigen. Den 18. Jenner, ohngefehr gegen Mittag, verlohr seine Eminenz alle Empfindung, und jedermann glaubte, er würde den Geist aufgeben. Doch den folgenden Tag ward er besser, und als der König des Nachmittags kam, so unterredete er sich länger mit ihm, als sie gewohnt waren. Den 17. machte er sein Testament. Den 18. ward er viel schlimmer, bis an den Nachmittag, da ihn die

Königin besuchte, welches zwo Minuten währte. Den 19. besuchte ihn der König noch einmahl, und wie er weggegangen war, schickte ihm der Cardinal sein Taschenbuch, und das Verzeichniß seiner Beneficien, welches seiner Majestät von dem Cardinal **Tencin** überreichet ward. Den 20. fieng ihm der Hals an zu schwellen, und er empfand mehr Schmerzen als sonsten, indem er nicht schlucken, noch einige Nahrung zu sich nehmen konnte. Ein irrländischer Edelmann, welcher die Arzeney zu **Paris** übet, ohne ein Handwerk daraus zu machen, oder etwas damit zu verdienen, besuchte ihn, konnte ihm aber keine Erleichterung verschaffen. Es ward hierauf nach dem Herrn **Pettit**, den vornehmsten Wundarzte des Königes, geschickt, um ihn eine Oeffnung zu machen, welches er auch that, und worauf der Kranke sich auch eine Zeitlang erleichtert befand. Nachdem dieses geschehen war: so ließ er sich merken, daß er gar zu sehr mit Gesellschaft überhäufet wäre, worauf der größte Theil derer, die gegenwärtig waren, sich entfernete. Gegen Abend ward er wieder schlimmer, insonderheit, da ihn der König verließ, der ihn an diesem Tage zum dritten mahle besuchte. Den 24. kamen seine Majestät noch einmahl, und bald darauf kam auch der Dauphin. Den 25. war er viel besser. Den 26.

hatte

hatte er zwo Ohnmachten des Morgens, und eine des Abends. Diese Nacht schlief er nicht. Den folgenden Morgen schickte er ein klein Paket Schriften zum Könige. Diesen Tag stellte sich die Entzündung wieder ein, und gegen die Nacht ward er sprachlos. Den 28. besuchte der päbstliche Nuncius seine Eminenz, gab ihm seinen Segen und das heilige Sacrament, welches zu empfahen sich der Cardinal ein wenig in die Höhe richtete. Den 29. ohngefehr 25 Minuten nach zwölf starb er. Es ward den Augenblick ein Courier mit der Nachricht davon nach **Versailles** abgefertiget, welche der König unter dem Zeichen einer tiefen Empfindung annahm. Er weinte bitterlich und gab Befehl, daß die Schauspieler, welche von **Paris** gekommen waren wieder zurück gehen sollten.

Den Augenblick als des Cardinals Tod war bekannt worden, kamen die Herren **Maurepas** und **Amelot**, die Staatssecretären, in das Zimmer seiner Eminenz zu **Versailles**, und versiegelten darin alles, worauf sie auch alsobald nach **Issy** giengen und eben dasselbe allda verrichteten. Zehn oder zwölf Tage nach seinem Tode brachte der Herr **Duparc**, der erste Secretär des Cardinals, der diejenige Person war, welcher er am meisten anvertrauet hatte, dem Könige alle Briefe, die an seine Eminenz seit-

dem waren gerichtet worden. Worauf der König alle diejenigen wieder zurück gab, die seine Familie angiengen, die übrigen aber an die Staatssecretäre schickte.

Vermöge seines letzten Willens, welcher von dem Herrn **Orry**, Generalcontrolleur der Finanzen, und dem Abt **Brisard** vollzogen ward, liessen seine Eminenz alles ihr Vermögen ihren beyden Nepoten, und hatten gewisse Vermächtnisse für ihre Bedienten bestimmet. Dieses Vermögen ward leicht gefunden und gar bald zusammen gerechnet. An Geld hatte er 50000 Livres bey sich, sein Silbergeräthe nebst seinen Büchern waren 60000, und seine Meublen zu **Issy** waren 6000 Livres werth. Hiervon gab er 40000 zu kleinen Vermächtnissen: So daß dasjenige, was überblieb, nicht über 76000 Livres ausmachten. Der König bot die Beneficien, welche der Cardinal besessen hatte, der Aebtißin **Fleury** an. Sie wegerte sich aber dieselbigen anzunehmen, und bat sich aus, seine Majestät mögte ihr erlauben, dem Beyspiele ihres Vetters nachzuahmen, welches, wie sie sagte, das reichste Vermächtniß wäre, so er ihr hätte bestimmen können. Seine Majestät lobte ihre Bescheidenheit und Verachtung der Reichthümer, fügte aber zu gleicher Zeit hinzu, wie er es für gut befünde, daß sie diese Einkünfte annähme,

nähme, und daß er gehorchet seyn wollte. Zu derselbigen Zeit erklärte sich der König auch, daß er seiner Eminenz Familie unter seinem besondern Schutze nehmen, und daß er anständig für alle seine Angehörigen und so gar für seine Bedienten sorgen wollte.

Wie sich der Hof allezeit der parisischen Zeitungen bedienet, seine Gedanken öffentlich kund zu thun: So erschien auch bey dieser Gelegenheit folgender Charakter des Cardinals in diesen Blättern:

Andreas Herkules von Fleury, Cardinal, und ehemahls Bischof von Frejus, Großallmosenmeister der Königin, Statsminister, Generalpostmeister, Provisor der Sorbonne, einer von den vierzig Mitgliedern der französischen Akademie, Ehrenmitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften; auch der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, wie auch ehemahls Lehrmeister seiner Majestät, starb zu Issy den 29. des vorigen Monats, nach einer Krankheit von drey Wochen, worin er die größten Zeichen so wohl seines gesetzten Gemüths und seiner Standhaftigkeit, als auch seiner Gottesfurcht und vollkommenen Ergebung in den göttlichen Willen von sich blicken las-

sen. Er war 89 Jahre, 7 Monate und 7 Tage alt, und den 22. Junius des 1653sten Jahres gebohren. Es ward der Cardinal Fleury von dem verstorbenen Könige zum Lehrmeister seiner Majestät ernennet, hatte einen glücklichen Erfolg in dieser seiner Beschäftigung, und man kann mit Wahrheit sagen, daß Frankreich dem heissen Eifer und der hohen Fähigkeit, womit er das ihm anvertraute Amt verwaltet, viele Vortheile zu danken hat, deren es noch itzo geniesset. Die glückliche Ausführung so vieler schweren und wichtigen Handlungen, womit er überhäufet gewesen, hat ihm einen grossen Ruhm erworben, der sich durch ganz Europa ausgebreitet hat, und welchen er wegen der Stärke seines Verstandes, des weiten Umfanges seiner Wissenschaften, und anderer Gemüthsgaben, die ein Minister nothwendig besitzen muß, vollkommen verdienet. Sein freundlicher Charakter, seine Geselligkeit, Bescheidenheit, nebst seinem uneigennützigen Wesen, haben ihn eben so schätzbar gemacht, als sein beständiger Fleiß in Verwaltung der Staatsgeschäfte, und die zärtliche und ehrfurchtsvolle Liebe,

die

die er jederzeit für den König gehabt. Unter allen grossen Eigenschaften aber, die sich in der Person des Cardinals vereiniget, und wodurch er sich eines allgemeinen Lobes würdig machte, so wie sein Verlust ein allgemeines Bedauren verdienet, erhöhet diesen seinen Charakter hauptsächlich, und macht sein Andenken ehrwürdig, daß er sich so sehr angelegen seyn ließ, das Vertrauen, so der König auf ihn setzte, dadurch zu rechtfertigen, daß er dasselbe einzig und allein zum Besten des Staats und zum Wachsthume des Ruhmes der Regierung seiner Majestät anwendete.

Dieses sind die Gedanken, welche nach dem Verlangen des Königes, und der Nachfolger des Cardinals die Welt von seiner verstorbenen Eminenz und dessen Verwaltung unterhalten sollten. Da aber die Gemüther der Menschen vollkommen frey sind, und sich dem Willen anderer so gar nicht unterwerfen, daß sie sich auch gegen ihren eigenen Willen bisweilen auflehnen: So ist auch dieses unglücklich ausgefallen, nnd dieses feine Lob hat nicht allenthalben einen gänzlichen Glauben gefunden.

Der

Der verstorbene Cardinal **Fleury** ist ausser allem Zweifel ein so uneingeschränkter Minister gewesen, als Frankreich jemahls regieret hat. Wenn nun, wie niemand zweifeln kann, die letzte Aufführung Frankreichs zu der Verwirrung, welche die ganze Christenheit beunruhiget, etwas beytragen, oder dieselbe vielmehr verursachet hat, wodurch, weil alle Tractaten in Verachtung gebracht, nicht nur die gegenwärtige Vergiessung des Christenbluts verursachet ist; sondern auch alle künftige Hoffnung zum Frieden ungewiß ist gemacht worden. So kann wahrhaftig der, so alle dieses Vornehmen regieret, nicht für so groß oder gut gehalten werden. Der Durst nach Macht ist unter allen Leidenschaften die allergefährlichste. Und obgleich zugegeben werden müßte, daß solche niemahls in einem Gemüthe entstanden, das zur Gewaltsamkeit oder Niederträchtigkeit weniger geneigt ist, als derjenige, wovon wir reden: So hat es doch wahrhaftig sehr fatale Folgen gehabt. Wäre der Cardinal zufrieden gewesen, in seiner eigenen Spure zu gelangen; hätte er nach keiner Beschäftigung getrachtet, die grössere Geschicklichkeiten erfordert, als ihm die Natur mitgetheilet; oder hätte er selbst als Premierminister nach seiner eigenen Einsicht gehandelt,

und

und wäre er nicht des Ruhms wegen Leuten gefolget, die zwar bessere aber nicht so gründliche Geschicklichkeiten hatten: So hätte er so wohl sich selbst Ruhe, als auch Europa Friede und Glückseligkeit zu Wege gebracht. Er befleckte gleichsam die Ehrenbezeugungen, welche seine Tugenden erhalten hatten, indem er die schädlichen Entwürfe anderer annahm. Er opferte den Charakter, welchen er mit Recht erworben hatte, daß er nämlich ein **guter Minister** wäre, demjenigen auf, welchen er niemahls erlangen konnte, ein **grosser Minister** zu seyn. Wie furchtsam muß also nicht ein jeder weiser Mann seyn, damit er sich nicht auf solche Höhen versteige? Wie vorsichtig muß nicht die Aufführung der besten Minister seyn, damit sie nicht machen, daß Fürsten den Geschicklichkeiten eines einzigen Mannes trauen, in Dingen, da eines einzigen Fähigkeit nicht zureichet, und zu deren guten Ausführung sie die Rathschläge von vielen nöthig haben? Wie sorgfältig muß eine jegliche Privatperson seyn, daß er nicht aus besondern Absichten einem mächtigen Manne schmeichele, und dadurch die Vergiftung befördere, die gemeiniglich mit der Hoheit verbunden ist? Dergleichen Betrachtung fliessen ganz natürlich aus der Lesung dieser Nachrichten, und

aus

aus denselbigen haben wir die größte Ursache zu schliessen, daß eine ungebundene Macht auch selbst in den Händen des besten Ministers eine gefährliche und verderbliche Sache sey, und daß daher ein jeder geschickter und ehrlicher Mann ein Recht habe, sich derselben zu widersetzen.

ernichten mußte. Die
e hernach vor sich, und
nach Spanien geschickt,
König und der Cardi=
atholischen Majestät er=

e man, daß seine Emi=
er Hr. **Chauvelin** bis=
it gehabt hatte, wieder=
solches durch den Herrn
Embrun, geschehen
e, der den neuen Ent=
ankreich und Europa so
at. Es ist daher noth=
u sagen, und weil ich
ich mich auch bemühen
iden. Der Abt **Ten=**
mit allen Vortheilen,
ein grosser Anhang nur
n. Zu gleicher Zeit aber
urch seine unordentliche
m er geneigt war alles
ine Leidenschaften nur
nter der Ehrgeitz nicht
atte sich als Minister
en Hofe aufgehalten.
in Ansehung der Sit=
afesten sind; so hatte

doch